



AUF DER SPUR ...

BERICHTE UND BEISPIELE MISSIONARISCHER SEELSORGE

ARBEITSHILFEN 159

AUF DER SPUR ...

Berichte und Beispiele missionarischer Seelsorge

**zum Wort der deutschen Bischöfe
„Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“**

**Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 163, 53113 Bonn**

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	4
Wege erwachsenen Glaubens	
<i>Schritte einer evangelisierenden Gemeindepastoral</i>	6
„... hören, hier gibt es Kirche“	
<i>Neuzugezogene besuchen</i>	13
Sorge für die Modernisierungsverlierer	
<i>Seelsorgliche Tätigkeit unter Benachteiligten und Randgruppen</i>	19
Seelsorge mit Gesicht	
<i>Citypastoral I</i>	24
Ein Zeugnis des Lebens	
<i>Die Begleitung Sterbender durch Hospizgruppen</i>	28
„neu anfangen“	
<i>Ein missionarisches ökumenisches Projekt</i>	34
„Der Mächtige hat Großes an mir getan“ (Lk 1,49)	
<i>Frauen ermutigen</i>	40
Flagge zeigen in „Funcity“	
<i>Seelsorge im Internet</i>	44
Religiöses Brauchtum vor der Vermarktung bewahren	
<i>Initiativen eines Stadtkatholikenausschusses</i>	50
Auf Draht sein	
<i>Hoffnungsgeschichten am Telefon</i>	55
Kirche an der Küste	
<i>Urlauberseelsorge in Ostfriesland</i>	61
Katholiken für alle	
<i>Erfahrungen einer Gemeinde</i>	67
Vorbehaltlos offen	
<i>Citypastoral II</i>	72
„Gott ist unterwegs zu uns“	
<i>Das Pilgerheiligtum</i>	76
An den Türen der Leute	
<i>Sternsingeraktion</i>	81
Gemeinde im Stadtteil	
<i>Herausforderung des sozialen Raumes</i>	86
Gottes Geist hinterlässt Spuren	
<i>Ein Glaubensseminar</i>	92
Autoren und Gesprächspartner	97

VORWORT

Vorwort

von Bischof Joachim Wanke

„Mission‘ heißt für mich schlicht: Das weitersagen, was für mich selbst geistlicher Lebensreichtum geworden ist. Und ‚Evangelisieren‘ meint: Dies auf die Quelle zurückführen, die diesen Reichtum immer neu speist: auf das Evangelium, letztlich auf Jesus Christus selbst und meine Lebensgemeinschaft mit ihm. ...

Gibt es für uns alle nicht tausend Möglichkeiten, so nach den Menschen zu schauen - mit den Augen Jesu, mit der Bereitschaft, wie er in Wort und Tat zu sagen: ‚Bruder, Schwester, komm - steh auf!‘ ‚Lass dir sagen: Du bist nicht allein! Du bist angenommen. Du bist gewollt! Du bist geliebt!‘ In solchen Worten ist für mich das ganze Evangelium auf den Punkt gebracht. Denn es sind Worte, die eben nicht **wir** sprechen, sondern die durch uns Christus, der Herr, zu den Menschen spricht.“

So hatte ich in meinem Brief über den Missionsauftrag der Kirche in Deutschland geschrieben, der dem Wort der deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“^{**} beigefügt ist. Dieses Verständnis von Mission und Evangelisierung gilt es gegen ein Missionsverständnis zu verdeutlichen, das Mission gleichsetzt mit Belehrung, Indoktrination, Bevormundung und Vereinnahmung.

Das Wort der deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat“ weist auf vielfältige Bemühungen der Kirche hin, in denen die Zuwendung zu den Menschen „geschieht“ und in denen das Evangelium wirksam ist. In der vorliegenden Arbeitshilfe haben Referentinnen und Referenten aus der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz Beispiele pastoraler Initiativen der Zuwendung zu den Menschen gesammelt und dargestellt. Sie haben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Verantwortliche solcher Initiativen besucht, mit ihnen gesprochen und in der nachfolgenden Darstellung die missionarische Dimension herausgearbeitet. Die Sammlung dieser Geschichten und Berichte aus dem Leben der Kirche, die natürlich nicht

Vollständigkeit beanspruchen kann, zeigt, dass an vielen Stellen der Kirche ein echter missionarischer Geist weht und immer stärker zu wehen beginnt. Sie sind ein realistisches Spiegelbild einer Pastoral im Übergang. Sie verschweigen nicht die Schwierigkeiten und Missverständnisse, denen wir uns als Glaubenszeugen aussetzen müssen, wenn wir wirklich dorthin aufbrechen, wo die Menschen leben. Missionarisch Kirche zu sein heißt nicht etwas ganz Neues oder anderes als bisher zu initiieren, sondern das bestehende pastorale Engagement vieler Gruppen, Gemeinden und Seelsorgestellen durch die Brille der Mission und Evangelisierung zu sehen, ihre missionarische Dimension zu verstärken. Grundlage für diese Bemühungen ist freilich, dass wir uns immer wieder neu vom Geist Jesu anstecken lassen. Nur so können wir die manchmal eingefahrenen und erstarrten Milieugrenzen der bisherigen Kirche überschreiten.



Die Berichte führen uns Aktivitäten vor Augen, die sich selbst noch auf einem Weg wissen. Vorrangig wurden solche Berichte ausgewählt, in denen kirchliches Handeln als Aufbruch und Grenzüberschreitung auf einladende Weise spürbar wird. Sie haben exemplarischen Charakter. In vielen Fällen sind sie völlig

unspektakulär. Sie zeigen vor allem ehrenamtliches Engagement, das zur Nachahmung einlädt; sie beweisen, dass es nicht auf große Geldmittel und hohe Professionalität ankommt, sondern zuerst und vor allem auf die „Zustimmung des Herzens“ – eine Zustimmung zu der Verheißung

des „Lebens in Fülle“, die sich in Tod und Auferstehung Jesu ereignet hat und so in die menschliche Geschichte bleibend eingestiftet ist.

* erschienen in der Reihe „Die deutschen Bischöfe“ als Nr. 68 am 26.11.2000 (Bezug: siehe Seite 100)

WEGE ERWACHSENEN GLAUBENS

SCHRITTE EINER EVANGELISIERENDEN GEMEINDEPASTORAL

„Unser Sohn, heute 23 Jahre alt, wuchs ganz normal in einem katholisch geprägten Umfeld auf. Die Taufe einige Wochen nach der Geburt, Gebet und religiöses Brauchtum in der Familie, die Erstkommunion in der dritten Klasse, der regelmäßige Gottesdienstbesuch, die Teilnahme am Religionsunterricht, der Ministrantendienst in der Gemeinde usw. – all dies war mehr oder weniger selbstverständlich und wurde nicht hinterfragt. Eine erste Unterbrechung dieses Weges zeichnete sich ab, als es um die Firmung ging. Unser Sohn war damals 16 Jahre alt. Zunächst war es für ihn noch selbstverständlich, mit den gleichaltrigen Freundinnen und Freunden an der Firmvorbereitung teilzunehmen. Als es dann einige Wochen vor der Firmfeier um die Frage ging, lasse ich mich jetzt auch firmen, kam die deutliche Antwort: ‚Das ist für mich jetzt nicht dran. Glaube und Kirche sind für mich im Moment weit weg, und es wäre unehrlich, wenn ich mich jetzt firmen lassen würde‘. Damit war der weitere Weg vorgegeben. Bis heute hat sich unser Sohn immer mehr von einer ausdrücklichen Form der Zugehörigkeit zur Kirche und Gemeinde entfernt.“

Wie mag diese „abgebrochene“ – oder „unterbrochene“ - Glaubensbiographie weitergehen? Gesetzt den Fall, dieser junge Mann beginnt in einigen Jahren neu zu fragen: Wer bin ich? Wo wird es mit mir hingehen? Was soll ich tun? Wohl kaum wird er dann ungebro-

chen auf die Muster seiner kindlichen Prägung zurückgreifen und seinen Glaubensweg dort fortsetzen, wo er ihn mit 16 Jahren unterbrochen hat. Er braucht dann einen Neueinstieg in den Glauben als Erwachsener. Welche Türen, welche Wege werden ihm dann offen stehen?

Die Frage und die damit verbundene Herausforderung spitzt sich zu, wenn Menschen, die z.B. in der früheren DDR aufgewachsen sind und jahrzehntelang ohne jeden Kontakt zum christlichen Glauben und zur Kirche gelebt haben, als Erwachsene – z.B. bedingt durch den Kontakt mit Christen – zum ersten Mal nach dem christlichen Glauben fragen und ggf. in die Kirche eintreten wollen.

ERWACHSENE ALS PRIMÄRE ZIELGRUPPE *Zielgruppe*

Auf der Suche nach den – wenigen – Beispielen für eine Initiation im erwachsenen Glauben wird man im Gespräch mit Pfarrer Klemens Armbruster fündig. Klemens Armbruster, Priester der Erzdiözese Freiburg, war 10 Jahre lang als Seelsorger in Mannheim tätig. Nicht zuletzt angestoßen durch den Fastenhirtenbrief 1987 von Erzbischof Saier „Evangelisieren – die Kraft der Erlösungstat Jesu Christi durch ein Leben aus dem Glauben sichtbar machen“, baute er das Mannheimer Evangelisierungsteam auf, das sich in besonderer Weise um „Wege er-

wachsenen Glaubens“ bemüht, während zwei Mitbrüder das Gleiche in ihrer Pfarrei zu verwirklichen begannen.

Dieses Bemühen geht von einer klaren Grundentscheidung aus: Die Erwachsenen bilden die neue Zielgruppe. Dies bedeutet eine Schwerpunktverlagerung in der Glaubensverkündigung von der Kinder- und Jugendstufe auf die Erwachsenenstufe.

Es wird in Zukunft Frauen und Männer geben, die - obwohl getauft, aber später nicht voll in die Kirche eingegliedert - das Verlangen haben, als Erwachsene diese „Einführung in das Christ-Sein“ nachzuholen. Es gibt nicht nur Menschen, die die Kirche (in der sie oft gar nicht richtig verwurzelt waren) verlassen. Es gibt zunehmend auch Zeitgenossen, die nach dem „Eingang“ fragen, der in die Kirche hineinführt. Es ist entscheidend, wen sie in diesem Eingangsbereich treffen. Es wird wichtiger werden als bisher, wie sie dort empfangen werden.

(Zeit zur Aussaat 36)

Bei der Reflexion ihrer Erfahrungen mit der Evangelisierung Erwachsener konnten Armbruster und seine Mitbrüder feststellen: Erwachsene finden dann zu persönlichen Glaubenserfahrungen, wenn sich drei Grunderfahrungen eröffnet haben:

1. Offenheit für die religiöse Dimension des Lebens;
2. Betroffenheit durch die Nähe Gottes, die sich dann einstellen oder entwickeln kann, wenn ein Mensch auf den Ruf Gottes antwortet;
3. Gemeinschaft im Glauben, d.h. erst in der Glaubenskommunikation und im gemeinsamen Glaubensvollzug kann die individuelle Glaubenserfahrung „ganz“ verstanden werden.



GLAUBENSSEMINARE

Glaubensseminare

Vor diesem Hintergrund wurden „Glaubensseminare“ entwickelt, die aus sechs bis acht aufeinander aufbauenden Einheiten bestehen. Ihre Intention ist es, eine christliche Grunderfahrung zu ermöglichen.



Die Durchführung erfolgt in der Regel an sechs bis acht Abenden wöchentlich hintereinander. Zu den einzelnen Arbeitseinheiten gehören ein Impulsvortrag, Gesprächsrunden und meditative Elemente. Der Impulsvortrag zielt nicht auf eine Vermittlung theologischer Sachinhalte, sondern hat eher eine zeugnishaft „kerygmatische“ Ausrichtung, er will einen inneren Prozess anstoßen und persönliche Glaubenserfahrungen ermöglichen. Die Kursmodelle kennen auch verschiedene gottesdienstliche Feiern.

Die einzelnen Themen variieren je nach Teilnehmern und/oder Leitung. Armbruster nennt folgende Themen:

- *Jeder Mensch ein Original*
- *Eine neue Gottesbeziehung*
- *Barrieren auf dem Weg*
- *Jesu heilsame Begegnungen*
- *Das Fest der Befreiung – der Ver-söhnungsgottesdienst*
- *Die Dynamik des Anfangs*
- *Menschen des neuen Weges*
- *Die abschließende Glaubensfeier.*

AUFBAU GEMEINDLICHER KLEINGRUPPEN

Kleingruppen

„Schade, dass es schon vorbei ist.“ Am Ende des Glaubensseminars fragen viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer danach, wie es nun weitergehen kann. Ein begonnener Weg sollte für diejenigen, die es wünschen, auch seine Fortsetzung finden können. So gibt es für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Glaubenskurses die Einladung, in einer gemeindlichen Kleingruppe sich auch weiterhin zu treffen. Ziel dieser Gruppen ist es, miteinander Glauben, Bibel und Leben zu teilen. So wurde dann als Kürzel eingeführt: „GBL-Gruppe“.

Angesichts vielfältiger Möglichkeiten und Angebote, dem eigenen Leben Sinn zu geben, werden Christen gefragt: „Was bringt mir der Glaube?“ Vermögen die Religion und der Glaube das Leben zu deuten und zu gestalten? Unsere Antworten, die wir zu geben versuchen, werden geprüft werden an der Glaubwürdigkeit, mit der unser Leben die „Aussaat“ des Wortes begleitet. Die Verkündigung des Glaubens ist immer mehr als Predigt und Katechese, mehr als Wissens- und Kenntnisvermittlung.

(Zeit zur Aussaat 13)

Diese Gruppen treffen sich 14-tägig, meistens in Wohnungen von Gruppenmitgliedern, manchmal auch in gemeindlichen Räumen. Ein Treffen dauert ca. 2 Stunden; die Gruppengröße liegt zwischen 7 und 13 Mitgliedern. Geleitet werden diese Gruppen von Laien, die ihrerseits von den Seelsorgern auf diese Aufgabe vorbereitet und später auch begleitet werden.



AUSWIRKUNGEN

Auswirkungen

Pfarrer Armbruster berichtet, dass die Altersspanne der Teilnehmerinnen und Teilnehmer von 20 bis 92 Jahre reicht, wobei die Gruppe der 30 bis 40-jährigen am stärksten vertreten ist. An den ersten Kursen nahmen vor allem Menschen aus dem gemeindlichen Umfeld teil, jedoch nicht die, die unmittelbar zum Gemeindegemeinschaft zählen. *„Die haben ihren Weg schon gefunden“*, so Klemens Armbruster.

Das Bild der Teilnehmerinnen und Teilnehmer änderte sich ab dem fünften Kurs; mehrheitlich waren es fernstehende Christen. Auffallend war der mit 40 % hohe Anteil von männlichen Teilnehmern.

Eine derart ausgeprägte Form der Glaubenskommunikation in Gruppen bleibt natürlich in einer Gemeinde nicht ohne Echo. *„Wenn unser Pfarrer sich so intensiv mit diesen Gruppen einlässt, wird da nicht eine neue Elite gebildet?“* so fragen besorgt vor allem die Gemeindeglieder, die – z.T. schon jahrelang – in Gruppen und Gremien der Gemeinde mitarbeiten, die Christen also, die zum sogenannten Gemeindegemeinschaft gehören.

Armbruster deutet diese kritische Anfrage jedoch so: „Diese Menschen spüren – bewusst oder unbewusst – , eigentlich müssten sie ja auch etwas für ihren Glauben tun. Aber es geht jetzt nicht darum, sie zur Teilnahme an den Glaubensseminaren zu drängen. Vielmehr umgekehrt: es ist die Aufgabe von uns Hauptamtlichen, sie darin zu bestärken, dass sie nicht teilzunehmen brauchen. Sie haben ja – wenigstens zunächst – ihren Zugang zur Gemeinde und ihren Ort gefunden. Und das ist gut so! Nicht jeder muss beim Glaubensseminar mitmachen!“



Hier wird mit Entschiedenheit Phänomenen begegnet, die nicht selten im Zusammenhang mit geistlichen Erneuerungsprozessen in Gemeinden

zu beobachten sind: Rivalitäten, gegenseitige Ausgrenzungen, Elitedenken („Eigentlich müssten in unserer Gemeinde alle so sein, wie wir...“) bis hin zu Spaltungen. Dies geht aber nur, wenn die hauptamtlichen Seelsorger von der Vielfalt möglicher Frömmigkeitsprofile, theologischer Richtungen, christlicher Lebenspraxis usw. als Ausdruck der „Communio“ überzeugt sind, ohne damit die eigene Prägung aufzugeben.

ZIEL EINER EVANGELISIERENDEN GEMEINDEPASTORAL MIT ERWACHSENEN *Ziel*

Es geht darum, Erwachsenen eine ihnen gemäße Glaubenserfahrung zu ermöglichen. Die im Glaubensseminar ermöglichten Erfahrungen können dann in unterschiedlicher Weise weiterwachsen, z. B. in der Mitarbeit als Leiterin bzw. Leiter oder Begleiterin bzw. Begleiter bei den Glaubensseminaren. Ein anderer Weg ist der Anschluss an eine gemeindliche „GBL-Gruppe“. Dabei ist die Gruppe nicht das Ziel, sondern Mittel zum Zweck: erwachsenen Menschen Heimat im Glauben zu ermöglichen.



Aus solchen Erfahrungen erwächst für viele der Wunsch, sich als Mitarbeiterin oder Mitarbeiter in der Gemeinde zu engagieren. So kann Klemens Armbruster sagen: „Die Freude am Glauben, die Erwachsenen ermöglicht wurde, führt allgemein zu einem Wachstum der Gemeinde und zu einem Wachstum all der pfarrlichen Gruppierungen, die sich der Arbeit mit Glaubensseminaren geöffnet haben.“

Um jedem Missverständnis vorzubeugen: Ziel ist nicht die Rekrutierung von Mitgliedern oder die Steigerung gemeindlicher Aktivitäten. Vielmehr geht es um die Ermöglichung von Glaubenserfahrungen, die die Sehnsucht nach einem ganzheitlichen Glaubensleben wecken. Die Mitarbeit in der Gemeinde ist dann eine Form der Umsetzung im Alltag.

ganzheitlich DEN GLAUBEN GANZHEITLICH LEBEN leben

Erwachsene haben den Glauben neu entdeckt und suchen jetzt danach, wie sie ihn ganzheitlich leben können. Dabei werden sie – nach Armbruster – von fünf Sehnsüchten geleitet:

- Die Sehnsucht nach der persönlichen Begegnung mit Gott: *Wenn Gott in meinem Leben zur Realität geworden ist, will ich auf ihn hören, mit ihm sprechen, beten können.*
- Die Sehnsucht nach dem Wort Gottes: *Die Bibel gibt mir Nahrung für mein Leben aus dem Glauben. Ich will sie lesen und verstehen können.*
- Die Sehnsucht nach Gemeinschaft mit gereiften Christen: *Ich brauche die lebendige Gemeinschaft mit anderen Christen. Ich will mit ihnen Leben und Glauben teilen.*
- Die Sehnsucht nach geistlicher Begleitung: *Vieles ist neu und ungewohnt für mich. Viele Fragen tauchen auf. Ich brauche Begleitung und Bestärkung.*

- Die Sehnsucht nach einem liebenden Umgang mit den Mitmenschen: *In der Begegnung mit Jesus Christus habe ich Gottes Annahme und Liebe erfahren. In der Begegnung mit anderen Menschen, im Engagement für Gemeinde, Kirche und Gesellschaft will ich dies weitergeben.*

Mit dem Schlusswort seines Buches erinnert Klemens Armbruster an die grundlegende Voraussetzung zur Umsetzung missionarischer, evangelisierender Pastoral: „Evangelisierende Gemeindepastoral mit ihrem Schwerpunkt, ‚Wege erwachsenen Glaubens‘ zu ermöglichen, ist aber kein simples Wundermittel, sondern bedarf bei den Initiatoren vor allem eines brennenden Herzens, das sich sagen lässt: Seid nicht verzagt! Ich bin bei euch! Dann kann es wieder heißen: ‚Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt. Der Herr aber führte ihnen täglich weitere Menschen zu‘ (Apg 2,47)“.



... HÖREN,

HIER GIBT ES KIRCHE

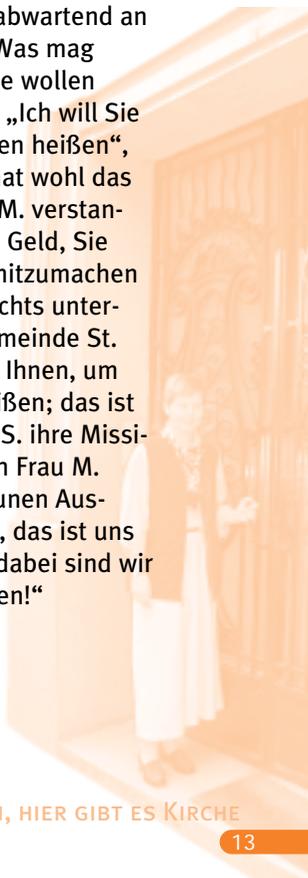
Der folgende Bericht spiegelt ein Stück pastoralen Alltags in einer Gemeinde wider. Er beschreibt kein ausgefeiltes Projekt, sondern das, was jederzeit an jedem Ort möglich ist. Hier liegt keine Erfolgs-story vor, sondern die realistische, ungeschminkte Beschreibung erster Schritte, von denen niemand weiß, ob weitere Schritte folgen und sich schließlich ein Weg daraus ergibt.

BEGEGNUNG AN DER TÜRSCHWELLE *an der Türschwelle*

Frau S. macht sich auf den Weg, in ihrer Handtasche ein Brief der Pfarrgemeinde, adressiert an die Familie M. Frau S. schellt an der Haustür des Reihenhauses. „Hoffentlich habe ich jetzt Glück; heute Vormittag war ja niemand da“, denkt sie. Und dieses Mal wird ihr geöffnet. Frau M. steht ihr in der offenen Haustür – an der Türschwelle – gegenüber. „Guten Abend, ich bin Frau S. und

wohne auch in dieser Straße. Ich komme im Auftrag der katholischen Pfarrgemeinde St. Matthias, das ist die Pfarrei hier in der Südstadt. Ich will Sie in unserer Gemeinde ganz herzlich begrüßen; wir freuen uns, dass Sie jetzt hier wohnen!“

Frau M. blickt Frau S. abwartend an und denkt im Stillen: Was mag denn jetzt kommen, die wollen doch etwas von mir? – „Ich will Sie wirklich nur willkommen heißen“, fährt Frau S. fort; sie hat wohl das Mienenspiel von Frau M. verstanden. „Ich sammle kein Geld, Sie brauchen nirgendwo mitzumachen und Sie sollen auch nichts unterschreiben. Wir, die Gemeinde St. Matthias, kommen zu Ihnen, um Sie willkommen zu heißen; das ist alles.“ So erklärt Frau S. ihre Mission. Und nun kann auch Frau M. ihrem freudigen Erstaunen Ausdruck verleihen: „Also, das ist uns ja noch nie passiert – dabei sind wir schon so oft umgezogen!“



DER ORGANISATORISCHE RAHMEN *Rahmen*

Das Stadtviertel, in dem Frau M. jetzt wohnt, gehört zur Pfarrei St. Matthias in Euskirchen (Rheinland). Hier gibt es einen eigenen Besuchsdienst für Neuzugezogene. Das Pfarrterritorium ist in 18 Bezirke eingeteilt, für die jeweils eine ehrenamtliche Mitarbeiterin bzw. ein Mitarbeiter des Besuchsdienstes zur Verfügung steht. Im Pfarrbüro werden die Anschriften der Neuzugezogenen, die über die zentrale Meldestelle des Bistums monatlich zugestellt werden, gesammelt. Briefumschläge werden entsprechend adressiert und kuvertiert: ein Begrüßungsschreiben mit einer Einladung zu einem abendlichen Treffen mit Vertreterinnen und Vertretern der Gemeinde, dazu eine Antwortkarte, die jüngste Ausgabe des Pfarrbriefes, eine Übersicht zu bestehenden Aktivitäten und Gruppierungen und schließlich eine Ansichtskarte mit der Darstellung von Kirche und Pfarrzentrum. Die Briefe werden von den Mitarbeiterinnen und

Mitarbeitern des Besuchsdienstes monatlich abgeholt bzw. ihnen zugestellt. Für Frau S. liegen z. B. ein bis drei Briefe jeden Monat bereit. Insgesamt werden jährlich bis zu 150 Briefe an Neuzugezogenen verteilt.

Beobachtungen – BEOBACHTUNGEN – ERFAHRUNGEN *Erfahrungen*

Das oben erzählte Beispiel ist nicht untypisch für die Arbeit des Besuchsdienstes. Die meisten der angesprochenen neuen Pfarrmitglieder reagieren freundlich und



drücken ihr Erstaunen über diese Form der Kontaktaufnahme aus. Typisch ist auch, dass sich diese Gespräche fast immer „an der Türschwelle“ abspielen. Offensichtlich ist dies der adäquate Ausdruck für

das jetzt gewünschte Verhältnis von Distanz und Nähe, für die Offenheit eines Erstkontaktes, wenn man zunächst noch abwartend bleiben möchten. Nur selten kommt es beim Erstbesuch zu weiterführenden Fragen nach bestehenden

Aktivitäten, Gruppierungen oder auch Gottesdienstzeiten in der Pfarrei als Ausdruck persönlichen Interesses.

Das Bemühen um persönliche Kontaktnahme bedeutet ohne Zweifel ein wichtiges Moment dieses Dienstes. Damit kommt zugleich eine Schwierigkeit in den Blick, die zunehmend den Besuchsdienst erschwert. Die wachsende Mobilität führt dazu, dass Menschen immer seltener in ihren Wohnungen anzutreffen sind – unabhängig vom Zeitpunkt des Besuches. Konnte man früher noch davon ausgehen, Menschen am späten Nachmittag oder frühen Abend zuhause anzutreffen, so ist dies heute alles andere als selbstverständlich. Frau S.: „Wir haben uns darauf geeinigt, wenigstens dreimal zu versuchen, jemanden persönlich anzutreffen. Erst danach wird der Brief in den Briefkasten eingeworfen. In meinem Bezirk kann ich davon ausgehen, etwa die Hälfte der Menschen persönlich anzutreffen. Und das ist mir auch wichtig, denn dann passiert etwas anderes, als wenn ich den Brief nur einwerfe. Es gibt aber auch Straßenzüge und Wohngegenden in unserer Pfarrei, wo dies kaum noch ge-

lingt.“ Frau L. bestätigt: „Seit mehr als fünf Jahren mache ich das jetzt und erlebe, dass es immer schwieriger wird. In meinem Bezirk leben sehr viele Berufstätige, die auch abends nicht ansprechbar sind. Vielfach bleibt mir nichts anderes übrig, als den Brief nur abzugeben.“

Da, wo die Begegnung jedoch zustande kommt, gibt es so gut wie keine Ablehnung. Frau L. begründet dies so: „Wenn ich mit dem Brief in der Hand zu den Menschen gehe, bringe ich etwas und will nichts holen. Ganz andere Reaktionen erlebe ich dagegen, wenn ich als Caritas-Sammlerin unterwegs bin und etwas holen will.“ Es ist aber nicht zu leugnen, dass den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Besuchsdienstes auch Gleichgültigkeit begegnet und sie keine Reaktion erleben. Für Frau L. ist dies jedoch kein Grund zur Resignation: „So sind die Menschen wenigstens noch einmal angesprochen worden. Wer weiß, vielleicht ist es ja doch ein kleiner Anstoß. Ich möchte damit auch etwas gegen die verbreitete Anonymität tun und freue mich über einen Gruß oder ein kurzes Gespräch, wenn ich Einzelne, die ich besucht habe, wiedersehe.“

PERSÖNLICHE BEWEGGRÜNDE

Beweggründe

Wenn das Ziel dieses Dienstes darin besteht, Menschen persönlich zu vermitteln, dass sie hier willkommen sind, bedarf es bestimmter Voraussetzungen. Für Frau S. heißt das: *„Nur wenn ich als Christin froh bin, kann ich das machen, wenn ich kontaktfreudig bin und den Menschen nahe. Ich würde nie eine theoretische Schulung dazu machen, das muss von innen heraus kommen.“* Und so sieht sie auch den „Ertrag“ dieser Arbeit für sich selber: *„Ich bin froh, wenn ich Kontakt anknüpfen kann und von Menschen im Gespräch etwas erfahre. Es tut mir gut, auf Menschen zuzugehen, mich auf den Weg zu machen und zu schauen, wie es anderen in ihrem Leben ergeht.“*

Einen etwas anderen Akzent setzt Frau L., die einen Bezirk mit einer sehr hohen Fluktuation und einem anderen sozialen Niveau als Frau S. betreut: *„Für mich ist es auch eine Pflicht, Menschen anzusprechen. Ich kann nicht nur zur Kirche und zum Gottesdienst gehen und im*

Übrigen mich um nichts kümmern. Und so sollte jeder Christ an seiner Stelle das machen, was er kann.“

Diejenigen, die sich zu einem Leben in der Kirche entschieden haben, leben ihr Christsein nicht nur für sich selbst, sondern immer auch für andere. Ihre Weggemeinschaft in der Kirche wird zur Stellvertretung für die, die ihnen anvertraut sind und die diesen Weg nicht mitgehen wollen oder können. Dies gilt für die Einzelnen, für die Pfarrgemeinden und für alle Gemeinschaften von Christen. Stellvertretung im Lob Gottes und im Gebet für die Menschen ist eine erste und grundlegende Form missionarischer Sendung.

(Zeit zur Aussaat 33)

TREFFEN *Treffen*

DER NEUZUGEZOGENEN

Zweimal im Jahr erhalten die Neuzugezogenen, die die Antwortkarte zurückgeschickt haben, seitens des Pfarrgemeinderates eine Einladung zu einem Treffen. Die Teilnehmerquote liegt bei etwa 10 % der Neuzugezogenen, die durch den Besuch

bzw. durch das Schreiben erreicht worden sind. Von der Gemeinde nehmen an diesen Abenden teil: der Pfarrer, Mitglieder des Pfarrgemeinderates sowie einzelne Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Besuchsdienstes.

Zunächst trifft man sich vor der Kirche, wo der Pfarrer begrüßt und zu einer kleinen Kirchenführung einschließlich Sakristei und angrenzendem Franziskanerkloster (der dortige Franziskanerkonvent stellt die hauptamtlichen

Seelsorger der Gemeinde) einlädt. Danach trifft sich die Gruppe im Gemeindezentrum zum Gesprächsaustausch; Getränke stehen bereit. Man stellt sich gegenseitig vor, erzählt einseitig etwas zur persönlichen Situation und andererseits zu den Möglichkeiten und Angeboten der Gemeinde.

Übereinstimmend berichten Beteiligte an diesen Treffen, dass eine offene Atmosphäre und ein gegenseitiges Interesse aneinander prägend sind. Dies ist insofern nicht

verwunderlich, weil die teilnehmenden Neuzugezogenen bereits durch ihr Kommen ein Interesse an der Gemeinde und Kirche signalisieren. Und so kommt es auch fast immer zu einem regen Austausch über das Leben in der Gemeinde und die vorhandenen Interessen, über die Möglichkeiten der Kontaktaufnahme und des eigenen Mittuns.

WAS BRINGT ES? *was bringt es?*



Die hier geschilderten Erfahrungen machen deutlich, dass der „Erfolg“ einer solchen Arbeit nicht primär in ihren Auswirkungen im binnenkirchlichen Raum bzw. in der Gemeinde gesucht werden kann. Mit anderen Worten: Ein solcher Besuchsdienst ist nicht erst und nur dann erfolgreich, wenn die Neuzugezogenen an der sonntäglichen Eucharistiefeyer teilnehmen und/oder sich in gemeindlichen Aktivitäten engagieren. Vielmehr geht es darum, Menschen spüren zu lassen, dass sie wichtig sind. Das ist die zentrale Botschaft, die der Besuchsdienst weitergibt.

SORGE FÜR DIE MODERNISIERUNGSVERLIERER

SEELSORGLICHE TÄTIGKEIT UNTER BENACHTEILIGTEN UND RANDGRUPPEN

Seit zwei Jahren arbeiten wir, vier Redemptoristen, in der Stadt Brandenburg a. d. Havel, deren Bewohnerinnen und Bewohner zu 85 % ungetauft sind. Die Stadt Brandenburg lässt sich grob in drei Stadtteile gliedern: Die Altstadt, ihr angegliedert ein älteres Siedlungsgebiet und das sogenannte Ghetto, eine Plattenbausiedlung neueren Stils.

Wir Redemptoristen haben uns das Ziel gesetzt, mit „Menschen am Rande“ zusammenzuleben und unter ihnen zu wirken. So zogen wir nicht in ein leerstehendes Pfarrhaus ein, sondern wählten als unser „Kloster“ eine Mietwohnung in einem Asylbewerber-Wohnheim, das in der Plattenbau-Siedlung liegt. Wir möchten hierdurch auffällig und unübersehbar deutlich machen, dass Glaube und Christentum ihren Platz mitten im Leben der Menschen haben, besonders aber unter den Verkannten



und oft Abgelehnten. Wir wollen Gott und Kirche an den Orten in den Blick bringen, wo sie unbekannt sind, aber dringend gebraucht werden. Da niemand für alle da sein und allen helfen kann, wählten wir uns drei Schwerpunkte aus: Asylbewerber und Ausländer, vernachlässigte Jugendliche, Inhaftierte und Strafentlassene. Unser Haus steht aber auch allen anderen offen, die das Gespräch oder den Kontakt zu uns suchen, ihre Sorgen (mit)teilen möchten und sich Hilfe erhoffen.

Auffallende AUFFALLENDE MERKMALE DER MENSCHEN UM UNS

Wenn man auf die Menschen schaut, unter denen wir leben und wirken, dann fallen einige markante Punkte auf, die das Leben der Bevölkerung und Randgruppen prägen:

Vertrauensverlust

Über fünfzig Jahre waren die Menschen Lüge, Betrug und leeren Versprechungen, der Bespitzelung und Unsicherheit ausgesetzt. Das hat tiefe Spuren in ihnen hinterlassen. Man vertraute nur noch, wenn man in einem hohen Maß sicher sein konnte. So war die Wende von großen Hoffnungen getragen, dass alles anders und besser würde. Aber diese Hoffnungen zerbrachen sehr gründlich und schnell und wurden obendrein durch nur auf ihren Vorteil bedachte „Wessis“ ins Gegenteil gewendet. Auf diesem Hintergrund ist das Vertrauen massiv abhanden gekommen oder es war nie da. Solange nicht Taten sichtbar sind, können viele nicht mehr glauben und vertrauen, selbst wenn sie es wollten - auch Vertreterinnen und Vertretern der Kirche nicht.

Gewalt

Der Alltag lehrt viele, dass mit Gewalt und Brutalität am meisten zu erreichen ist. Alles muss erkämpft werden (Wohnung, Arbeitsstelle, Jugendzentrum, Lockerung in der Haft, Asyl), nichts wird freiwillig angeboten oder gewährt. Und was oft mit tausend schönen Worten als unmöglich hingestellt worden ist, wird plötzlich - durch Gewaltanwendung - leicht machbar.

Arbeitslosigkeit und innere Verarmung

Die Arbeitslosigkeit, die unter den Randgruppen besonders hoch ist, verhindert eine gesunde Selbstachtung. Almosen empfangen ist für eine kurze Zeit tragbar. Aber wer über Jahre nicht mitarbeiten, aufbauen, Sinnvolles schaffen darf, der entwickelt keine Zukunftspläne mehr.

WAS REDEMPTORISTEN MITBRINGEN

Wir wollen dichter bei den Menschen wohnen, unmittelbarer ihre Nöte und Leiden erfahren, ihnen Anerkennung und Wertschätzung

Die Kirche sucht in dem, was sie tut und wie sie sich darstellt, ihr Leben aus dem Glauben zu bezeugen. Das drückt sich besonders durch das Zeugnis der Nächstenliebe aus, wie wir es in persönlicher und amtlicher Caritas wahrnehmen dürfen, in der Sorge für Arme, Kranke, Alte, Alleinstehende und Fremde, durch Hausbesuche von Laien und Priestern. Dabei wird das Zeugnis des Lebens durch Haltungen verdeutlicht, aus denen Christen leben. Ehrfurcht und Staunen, Selbstbegrenzung und Maß, Mitleid und Fürsorge, Gerechtigkeit und Solidarität sollen hier beispielhaft benannt sein. An der Weise also, wie Christen miteinander umgehen, sich Menschen öffnen, vermögen andere sie als Christen zu erkennen und dem Inhalt der christlichen Botschaft Glauben zu schenken.

(Zeit zur Aussaat 17)

schenken, bei ihnen aushalten, wenn es schwierig wird, für sie Partei ergreifen, wenn die Mächtigen sie an den Rand drücken, für sie sprechen, wo ihnen die Worte fehlen, mit ihnen Wege der Friedfertigkeit und des gegenseitigen Verstehens suchen, sie ahnen und spüren lassen, welche Kraft hierzu der Glaube geben kann. Unser Mittel der Verkündigung ist vorrangig nicht der Vortrag, nicht die Predigt, nicht die Belehrung, sondern die besondere Nähe, das „wie“ des Handelns, das Offenlegen und Sichtbarmachen unseres - am Glauben ausgerichteten - Lebens mit seinen Mühen, Erfolgen, Niederlagen und Fehlern.

Unsere missionarische Arbeit können wir nur leisten aus einer lebendigen Verbindung mit Gott und in brüderlicher Gemeinschaft. Trotz der Überfülle an Arbeit halten wir an regelmäßigen gemeinsamen Gebetszeiten fest und haben einen Tag der Woche als unseren gemeinsamen Tag festgelegt. Neben Gebet, Bibelgespräch und Gottesdienst halten wir an diesem Tag Rückblick, schauen, ob wir mit Gott und untereinander im Lot sind, besprechen anstehende Fragen und planen in die Zukunft.

Die Ausgrenzung aus den Herzen hat abgenommen, der Blick auf die Menschen am Rande ist freier, die Ängste zur Begegnung werden abgebaut. Es finden sich die ersten Mitarbeiter für das Wirken unter den Benachteiligten. Möbel, Kleidung, Spenden werden uns öfters zur Hilfe angeboten.



Unsere missionarische Arbeit können wir nur leisten aus einer lebendigen Verbindung mit Gott und in brüderlicher Gemeinschaft. Trotz der Überfülle an Arbeit halten wir an regelmäßigen gemeinsamen Gebetszeiten fest und haben einen Tag der Woche als unseren gemeinsamen Tag festgelegt. Neben Gebet, Bibelgespräch und Gottesdienst halten wir an diesem Tag Rückblick, schauen, ob wir mit Gott und untereinander im Lot sind, besprechen anstehende Fragen und planen in die Zukunft.

WIE SIEHT DIE PASTORALE ARBEIT MIT MENSCHEN AM RANDE KONKRET AUS?

Wir halten nicht damit hinterm Berg, dass wir Ordensleute sind und dass das Christentum das Fundament unseres Lebens und Handelns ist. Wir sagen ein klares und offenes Nein zu dem, was dem Menschenbild Jesu widerspricht. Dies führt bei den Menschen am Rande wie bei allen anderen, mit denen wir zu tun haben (besonders Ämtern, Parteien und öffentlichen Institutionen), zur Konfrontation und Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben. Dies ist auch der Ort, wo viel an Information über den Glauben zu geben ist, wo das eigene Verhalten auf den Prüfstand kommt, wo nicht selten bittere und spöttische Ablehnung auszuhalten ist.

Wir arbeiten zusammen mit allen Menschen guten Willens, die das Wohl der Menschen und besonders

der Randgruppen ehrlich im Auge haben, ungeachtet ihres Glaubensbekenntnisses, ihrer Parteizugehörigkeit und Vergangenheit. Wir machen ihnen Mut und unterstützen bewusst und gezielt ihre Arbeit, wo immer wir dies können. So suchen wir das Gute, weit über die Grenzen der Kirche hinaus, grundsätzlich und allgemein zu fördern.

In unserem Haus-Kloster hat jeder Gastrecht. Er darf reden oder schweigen, sich ausruhen oder Probleme wälzen und abladen. Er kann unseren Rat annehmen oder verwerfen. Was auch immer geschehen ist, er darf wiederkommen. In unserem Haus geht das normale Leben weiter, gleich ob Gäste anwesend

sind oder nicht. So können diese uns erleben in Hektik und Ruhe, sehen, wie wir miteinander umgehen, Aufgaben teilen, Absprachen treffen, verschiedene Meinungen haben. Wer es mag, kann zum Essen bleiben. Wir teilen, was vorhanden ist: nicht mehr, aber auch nicht weniger. Viele erleben in unserer Wohnung,



was sie in ihrem Zuhause vermissen. Ebenso lassen wir uns einladen, besuchen Familien und Gruppen und verweilen dort, wie es die Missionare der Urkirche praktiziert haben.

Das Zugehen auf Menschen ist besonders wichtig. Viele würden von sich aus nie auf uns zukommen oder unser Haus betreten. Kontakte, tiefere und ernste Gespräche sind aber erst möglich, wenn Nähe und Vertrautheit geschaffen sind. Wir mühen uns, deutlich spürbar jedem Menschen (besonders auch den Menschen aus den Randgruppen) mit Hochachtung und Wertschätzung zu begegnen, wobei wir keinen Hehl daraus machen, dass wir Böses und schlechte Taten ablehnen. Aber Wert und Würde des Menschen hervorheben, das Gute in seinen Anfängen bereits herausstreichen, steigert die Neigung, das Gute weiterhin anzustreben und die positiven Seiten auszubauen.

Gespräche und Diskussionen über den Glauben entstehen von selbst überall dort, wo Glaube gelebt wird. Wir sind überzeugt, dass Gott wachsen lässt, wo wir in seinem Auftrag säen. Darum überreden und bedrängen wir nicht, aber wir verstecken

und verbergen den Glauben auch nicht. Da wir an das Wirken des Geistes glauben, warten wir aufmerksam und wach auf den Tag und die Stunde, wo Menschen sich öffnen. Ein Straftentlassener z. B., der uns regelmäßig besucht, beteuerte über ein Jahr lang vehement, dass er mit dem Glauben „nichts am Hut“ habe. Wir bedrängten ihn nicht. Eines Tages erzählte er ganz selbstverständlich von seinen Vorstellungen über Gott.

In unserem Wirken wissen wir uns selbst als Beschenkte, die ihre Arbeit nur in der Kraft Gottes leisten können.



SEELSORGE MIT GESICHT

CITYPASTORAL I

Stadtleben bedeutet zunächst die Emanzipation von Abhängigkeiten und Auflösung vieler Bindungen. Wer in der Stadt lebt, fühlt sich frei, seinen Lebensstil selbst zu bestimmen. Er ist Drehbuchautor, Regisseur und Hauptdarsteller seiner eigenen Lebensgeschichte. In der Stadt sind die Kontakte meist flüchtig und anonym. Im rauen Wind der Individualisierung versucht jeder, im Alleingang sein Glück zu machen. Aber Stadtluft macht nicht nur frei, sondern auch einsam.

Das Leben in der Großstadt ist temporeich. Moden und Trends wechseln einander ständig ab. Es passiert viel, und das meiste ist bald wieder passé. Die Mentalität des Städters entwickelt sich entsprechend. Es dominiert eine „surfende“ Lebenseinstellung, wobei alle darauf aus

sind, möglichst auf der richtigen Welle zu reiten. Man ist aufgeschlossen für alles Neue, aber man bleibt auf Distanz, man gibt sich „cool“. Bindungen, die darüber hinausgehen, sind selten und werden sorgsam ausgewählt. Langfristige Abhängigkeiten sind eher hinderlich.



DER FREIRAUM

Der Freiraum

Die Liebfrauenkirche liegt zwischen der Zeil, der umsatzkräftigsten Verkaufsstraße Deutschlands, und dem Römerberg mit dem historischen Rathaus. Über die Liebfrauenstraße gehen oder hasten viele tausend Passanten. Immer wieder löst sich ein Mensch aus dem Strom, geht durch ein großes Tor in den Innenhof der Liebfrauenkirche, entdeckt einen weiten Raum mit zwei großen Bäumen, mit einer überdachten Arkade und einer Grotte mit einer Lourdes-Madonna,

vor der viele Kerzen brennen. In die Liebfrauenkirche führen mehrere Türen, durch die man unbeobachtet hineingehen kann. Tausend bis zweitausend Menschen besuchen täglich dieses Gotteshaus, besonders in der Adventszeit, wenn vom Römer bis zum Liebfrauenberg der Weihnachtsmarkt reicht.

Nebenan baute „Marks & Spencer“, eine Kaufhauskette aus London, ein großes Geschäftshaus. Der Quadratmeter Boden kostete 40.000,- DM. An dem Bauzaun zum neuen Kaufhaus stand als Graffiti geschrieben: „Marks & Spencer ist kein Kaufhaus, sondern eine Weltanschauung“. Was ist der Mensch in dieser Weltanschauung? Nur Konsument und Kunde? Nur interessant, solange er Profit bringt? Es ist gut, wenn die Kirche ihre Räume offenhält, ohne die Absicht, den Menschen gleich zu vereinnahmen. Die Kapuziner und Franziskanerinnen, welche die seelsorgliche Verantwortung in Liebfrauen übernommen haben, stellen ihren Dienst unter das Wort ihres Ordensstifters Franz von Assisi: „Wenn es dir gut tut, dann komm!“ Der Kommende bestimmt Nähe und Distanz, bestimmt, was ihm gut tut.

PSYCHISCHE OBdachLOSIGKEIT *Obdachlosigkeit*

Das klassische Merkmal eines Wohnortes ist die Beständigkeit. Doch die löst sich heute immer mehr auf. Der äußeren Mobilität entspricht die innere Unbeständigkeit. Wir sind auf der Durchreise. Nicht Heimat, sondern Durchreise, nicht Aufenthalt, sondern Transit kennzeichnet diese Welt. Ihr Symbol ist die vielseitig verwendete Scheckkarte. Wir schalten uns ein in die verschiedenen Netzwerke, nehmen teil am Informations- und Geldfluss. Jeder stumm und anonym. Wir sind ständig unterwegs auf Datenautobahnen. Dabei wächst die Einsamkeit, die psychische Obdachlosigkeit.

Es wächst auch die Sehnsucht nach Heimat, nach einem Zuhause. In der psychischen Obdachlosigkeit kann eine Kirche wie ein „Dach für die Seele“ sein. Religion hat mit den Wurzeln des Menschen zu tun, mit seiner Rückbindung an das Wahre und Gute, letztlich an Gott. Wo alle ethischen Werte auf den Prüfstand geraten und die Orientierungslosigkeit groß ist, erwartet man von der Kirche Beständigkeit und Tradition. Sie steht auf Fundamenten, die nicht der Mode und dem Trend unterworfen sind.

GASTFREUNDSCHAFT *Gastfreundschaft*

Ein Kapuzinerpater nahm bei schönem Wetter öfters zwei Stühle und setzte sich in den Liebfrauenhof. Ein freier Stuhl, wie eine Einladung: Ich habe Zeit für dich! Du kannst dich zu mir setzen, wenn du magst! Der Stuhl war meistens sofort besetzt. Diese Geste sagt genau, wie unser Sein in Liebfrauen zu verstehen ist.

Besonders im Bereich der sogenannten City Pastoral und in kirchlichen Bildungshäusern gibt es ein Umfeld, in dem zeitlich kurze, aber unter Umständen sehr berührende religiöse Erfahrungen möglich sind, die oft gerade Fernstehende ansprechen.

(Zeit zur Aussaat 27)

Neben denen, die in der vollen sakramentalen Gemeinschaft stehen, gibt es aber auch viele, die mehr oder weniger am Rande des Christentums leben. Der blutflüssigen Frau im Evangelium gleich berühren sie „nur“ den Saum des Mantels Jesu (Mt 9,20 ff). Auch in engagierten gesellschaftlichen Gruppen kann Gottes Geist wirksam werden. Wo sich die Mitglieder solcher Initiativen dessen bewusst sind, wachsen sie auch in die Christusgemeinschaft hinein. Eine missionarische Kirche wird nach Kontaktmöglichkeiten suchen, auch diese Menschen auf ihrem Weg zu begleiten.

(Zeit zur Aussaat 26 f)

City-Seelsorge ist einladend und gastfreundlich. Der Seelsorger steht nicht nur unter dem Auftrag Jesu, „geht in alle Welt und verkündet“, sondern er nimmt auch das Wort Jesu auf, das dieser so häufig ausgesprochen hat: „Komm!“

Es ist erstaunlich, wie oft dieses Wort im Evangelium vorkommt: „Kommt, seht wo ich wohne!“ „Wer Durst hat, komme zu mir.“ „Kommt zum Hochzeitsmahl!“ Mitten in den lauten Werbeparolen und zwischen den Marktschreibern einer City wird die Einladung einer offenen Kirchentür oder eines leeren Stuhles sehr wohl wahrgenommen und auch angenommen. „Wenn es dir gut tut, dann komm!“

Die Liebfrauenkirche ist wie ein Rasthaus am Wege. In der City,



wo alles in Bewegung ist, wo die Menschen noch rascher laufen als sonst, da ist eine offene Kirche wie ein gastfreundliches Haus, in das jeder eintreten darf. Hinten in der Liebfrauenkirche sitzen oft die, die ihre schweren Einkaufstüten abstellen und eine Rast machen, um wieder Kraft zu schöpfen. Ein typisches Geräusch in unserer Kirche ist das Rascheln von Plastiktüten. Gastfreundliche Räume sind in der äußeren und inneren Unrast unserer Tage wichtig. Denn die kürzeste Definition von Religion heißt: Unterbrechung (J. B. Metz).

OPTION FÜR DIE ARMEN *Option*

„Nicht Worte, sondern Orte!“ heißt eine wichtige Leitlinie der Seelsorge. Heute wird in der Kirche zu viel geredet, geschrieben, Drucksachen verteilt. Statt Worte braucht es Orte, an dem die Praxis des Glaubens erfahrbar wird. Bei der Einweihung des „Franziskustreffs“, wo sich täglich etwa 100 Obdachlose zu Frühstücksrunden versammeln, sagte Bischof Franz Kamphaus: „*Das Brot, das wir auf dem Altar brechen, steht in direktem Zusammenhang*

mit dem Brot, das wir den Obdachlosen im Franziskustreff reichen. Unser Gottesdienst und unsere Verkündigung in Liebfrauen werden glaubwürdig durch den Dienst, den wir an den Armen tun.“

Seelsorge SEELSORGE MIT GESICHT *mit Gesicht*

Der Glaube entsteht und festigt sich in direkten menschlichen Beziehungen. „Seelsorge mit Gesicht“ ist gefragt. Nur eine Begegnungs- und Beziehungspastoral kann der gegenwärtigen Tendenz zur Individualisierung etwas entgegen setzen. Menschen sind gefragt, die Zeit haben und zuhören können, die bereit sind, sich auf die Probleme des Anderen einzulassen.

Wichtig ist nicht, was wir alles tun, sondern was wir sind. Es geht nicht zuerst um Gestellungsverträge und Arbeitsaufträge, sondern um den Sauerteig, der das Maß Mehl verwandelt. Eine Uroffenbarung Gottes ist sein Name: ICH BIN DA. Gottes Dasein auch heute sichtbar und lebendig zu halten in der City einer säkularisierten Stadt, ist unser Auftrag.



EIN ZEUGNIS DES LEBENS

DIE BEGLEITUNG STERBENDER DURCH HOSPIZGRUPPEN

„Sterben ist nicht einfach Ende des Lebens, sondern der letzte Abschnitt dieses Lebens, das ganz zu leben unsere Aufgabe und unser Recht ist. (...) Als Christen verstehen wir das Sterben als eine Chance für den Menschen, dem Leben einen Abschluss zu geben, so dass wir dieses Leben Gott zurückgeben und anbieten können. Unser Glaube, das Leben letztlich nur vor Gott verantworten zu müssen, macht den Hospizdienst frei, jeden Menschen, ohne Unterschied seiner Rasse oder Religion, zu begleiten, ohne ihn beeinflussen zu wollen.“

Dies ist ein Auszug aus der Präambel zur Satzung des Hospizvereins „Emmaus“ in der katholischen Kirchengemeinde

Liebfrauen in Gevelsberg. Der Verein hat 199 Mitglieder und koordiniert den ambulanten Hospizdienst von 28 ausgebildeten ehrenamtlichen und 2 hauptamtlichen Kräften.

In den Begegnungen und Beziehungen der Menschen untereinander ist das gelebte Zeugnis immer eindrucksvoll. Wenn Menschen aus dem Glauben leben und dadurch erkennen lassen, wie ernst der Glaube im Leben genommen wird, dann weckt dieses „Zeugnis ohne Worte“ den Wunsch, mehr von diesem Glauben erfahren zu dürfen. Dabei werden zentrale Fragen gestellt: „Warum verhalten sich Christen so? Warum leben sie auf diese Weise? Was - oder wer - ist es, von dem sie beseelt sind?“ Es ist eine „stille, aber sehr kraftvolle und wirksame Verkündigung der Frohbotschaft“ zu der „alle Christen aufgerufen“ sind (EN 21). Denn der erste Schritt zum Christwerden gründet in einer Erfahrung, Menschen kennen gelernt zu haben, die als überzeugte Christen leben.

(Zeit zur Aussaat 16)

ENTSTEHUNGSGESCHICHTE EINES AMBULANTEN HOSPIZES *Entstehungs- geschichte*

Vorsitzender des Hospizvereins „Emmaus“ ist Ulrich Bauer, Pfarrer der Liebfrauentgemeinde. Er gab im Mai 1992 den Anstoß zur Gründung des Vereins. Als bundesweit von der katholischen Kirche die „Woche für das Leben“ durchgeführt wurde, die auch Fragen der menschlichen Sterbebegleitung behandelte, bat Pfarrer Bauer ein Gemeindemitglied zu überlegen, ob auch in Gevelsberg Hilfen für ein menschenwürdiges Sterben angeboten werden könnten.

Helga Grams, die in der Krankenpflege tätig war, nahm sich dieser Idee an. Es bildete sich ein Arbeitskreis, der sich fast eineinhalb Jahre regelmäßig traf und in die Gründung des Hospizvereins „Emmaus“ mündete. Seit Juni 1994 existiert der ambulante Hospizdienst. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, Menschen mit einer unheilbaren Krankheit in der letzten Lebensphase in ihrer häuslichen Umgebung zu begleiten. Dazu gehört auch die Unterstützung und Begleitung der Angehörigen von Sterbenden.

Heute ist Helga Grams die Koordinatorin des Hospizvereins. Ihr Arbeitsalltag lässt sich kaum vorherplanen. Immer wieder gehen unerwartete Anrufe ein. Sogenannte „Feuerwehreinsätze“ müssen durchgeführt werden, wenn die Mutter, der Vater oder ein anderes Familienmitglied stirbt. Hohe Flexibilität ist das oberste Gebot im Hospizbereich. Schnell muss abgewogen werden, was gerade am dringendsten ist.



AUS DER PRAXIS DER STERBEGLEITUNG *Sterbegleitung*

So z.B. vor ein paar Tagen, als die Tochter eines älteren Mannes beim Hospizverein anrief und erzählte, dass sie schon fast zwei Jahre ihren

Vater versorge und pflege, jetzt körperlich und psychisch am Ende sei und der Hausarzt ihr geraten habe, Kontakt mit dem Hospizverein aufzunehmen. Helga Grams ist noch am gleichen Tag zu ihr gefahren.

Die Erfahrung hat sie gelehrt, dass Angehörige häufig viel zu lange warten und tatsächlich körperlich wie psychisch ausgebrannt sind, wenn sie Kontakt zum Hospizverein aufnehmen. Nachdem sie einen Eindruck von der häuslichen Situation der Tochter und

ihres Vaters bekommen und ein ausführliches Gespräch mit der Frau geführt hat, ergreift Helga Grams die wichtigsten Maßnahmen. In diesem Fall müssen unbedingt ein Pflegedienst und ein Schmerzthera-

peut eingeschaltet werden. Darin ähnelt sich der Beginn der Sterbebegleitung oft: Es müssen erst einmal viele Bedingungen im Umfeld erschlossen werden, bis es zur eigentlichen Begleitung kommt.



Über diese Begleitung berichtet Helga Grams anhand eines weiteren Beispiels. Im Januar letzten Jahres lag eine Mutter, die in der örtlichen Gemeinde sehr engagiert war, im Sterben. Helga Grams lernte eine Frau kennen, die stark im Glauben verwurzelt war und offensichtlich nur noch den einen Wunsch hatte, wirklich gehen zu können. Aber sie konnte es nicht. Der Grund war, dass die Angehörigen sie nicht loslassen konnten. Sie hatten gewissermaßen ein „Überwachungskommando“ installiert, so dass die Mutter zu keinem Zeitpunkt allein war.

Helga Grams hat in dieser Situation ein ausführliches Gespräch mit den Angehörigen geführt und nach ihren Erwartungen und Ängsten gefragt, wenn die Mutter sterben sollte. Es stellte sich heraus, dass die Angehörigen ständig das Gefühl hatten, sie hätten nicht genug

für ihre Mutter getan. Als dann eine Situation eintrat, in der nur noch die Tochter im Hause war und in der Küche zu tun hatte, starb die Mutter. Sie war nur fünf Minuten alleine gewesen.

Zuhören und ZUHÖREN UND MITGEHEN mitgehen

Helga Grams erinnert sich an eine weitere Sterbebegleitung von einer 36-jährigen Mutter zweier vier- und achtjähriger Kinder. Sie war mit

der Diagnose Brustkrebs als nicht heilbar nach Hause entlassen worden. Diese Frau konnte sich zunächst nicht auf seelsorgliche oder psychologische Gespräche einlassen. Sie lief zu Beginn des Besuches von Helga Grams „wie ein wildes Tier“ durch den Raum. Sie sah sich vor einem

Berg von Verpflichtungen und anderen Dingen, die sie noch regeln musste, merkte aber gleichzeitig, dass ihre Zeit immer kürzer wurde. Während die Frau im Zimmer umher lief, musste sie immer wieder brechen und spucken.

Helga Grams tat das einzig Mögliche in dieser Situation: Sie ist mit ihr gerannt, hat sie untergehakt und aufgefordert, das auszuspuken, was sie belastet. Mit der Zeit wurde die Frau ruhiger. Sie erzählte, dass ein Pfarrer sie vorher besucht



hatte und ihr klarmachen wollte, sie solle ihre ganzen Sorgen in Gottes Hände geben. Dies konnte sie jedoch nicht, der Rat des Pfarrers hatte sie vielmehr so aggressiv gemacht, dass sie ihre Wut nicht

mehr verbalisieren, sondern nur noch ausspucken konnte. Nach diesem Gespräch hat die Frau Helga Grams aus dem Haus gewiesen, jedoch nach zwei Tagen wieder in ihre Wohnung geholt und

schließlich ausführlich darüber reden können, was der Besuch des Pfarrers bei ihr ausgelöst hatte.

DAS EIGENE, INNERE FUNDAMENT *Fundament*

Diese und andere Formen der Sterbebegleitung erfordern es, dass die Begleiterin bzw. der Begleiter selbst auf einem sicheren inneren Fundament stehen, um die Situationen mit aushalten zu können.

Helga Grams benennt für sich eine religiöse Motivation. Sie ist davon überzeugt, dass sie an dieser Stelle tätig werden soll, an der sie steht. Es ist für sie wichtig, ihre eigene Mitte zu finden, ihre Bodenständigkeit zu haben. Sie versucht immer wieder, Mittel und Wege zu finden, zur Ruhe zu kommen, sich Zeit zu nehmen, um daraus Kraft zu schöpfen. Gleichzeitig ist es für sie wichtig, Menschen zu haben, bei denen sie sich aufgehoben fühlt und die diesen Dienst bejahen und unterstützen.

Im Laufe der Jahre hat sich das Gottesbild von Helga Grams gewandelt. Aufgewachsen in einer streng katholischen Familie, hatte sie lediglich einen strafenden und zu fürchtenden Gott kennen gelernt, „der am Jüngsten Gericht jeden zur Rechenschaft zieht, der nicht brav war“. Durch die Konfrontation mit Leid und Tod in der Hospizarbeit wird ihr Gott immer mehr deutlich als der gütige und wohlwollende Gott, den sie spüren und erleben kann.



WANDEL DES ÖFFENTLICHEN BEWUSSTSEINS *Wandel*

Der Hospizverein „Emmaus“ ist im gesamten südlichen Ennepe-Ruhr-Kreis bekannt. Er macht keine große Werbung, sondern lebt allein von der Mund-zu-Mund-Propaganda. Inzwischen ist das Bewusstsein in der Bevölkerung gewachsen, sich mehr mit dem Sterben und der Sterbebegleitung auseinander zu setzen.

Diese Entwicklung ist bei den Informationsveranstaltungen zu spüren, die vom Hospizverein jährlich einmal in der Innenstadt von Gevelsberg durchgeführt werden. Beim Verkauf von Plätzchen informieren Mitglieder des Vereins über ihre Arbeit. Während der ersten

zwei Male kauften zwar viele Passanten die Plätzchen, verließen danach aber fluchtartig den Stand, da sie befürchteten, man könnte sich vielleicht mit irgendetwas anstecken, wenn man länger über das Sterben redet. Dieses Verhalten der Passanten hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Heute warten viele bereits darauf, dass der Hospizverein wieder eine Informationsveranstaltung in der Stadt durchführt, und sprechen lange mit den Vereinsmitgliedern am Stand. Der Verein merkt auf diese Weise, dass er als eine sinnvolle und wichtige Einrichtung akzeptiert ist.

ES GEHT UM DIE BETROFFENEN *die Betroffenen*

Eine Regel aus der Sterbebegleitung ist auch in Situationen menschlicher Begegnung bedeutsam, die weniger existentiell sind. Der Sterbende stirbt seinen Tod selbst und keiner kann wissen, wie gestorben wird. Die Begleiterin bzw. der Begleiter spielt deshalb immer die zweite Melodie im Hintergrund. Daraus ergibt sich die Grundhaltung, in vielen Dingen

sehr zurückhaltend zu sein und sich regelmäßig zu vergewissern, was für den Sterbenden in einer bestimmten Situation passend ist. Es geht nicht darum, was für die Begleiterin bzw. den Begleiter passend ist.

Dies ist eine zutiefst christliche Grundhaltung. Im Bischofswort „Zeit zur Aussaat“ wird das entsprechende Verhalten als „indirekte Verkündigung“ bezeichnet. „An der Weise, wie Christen miteinander umgehen, sich Menschen öffnen, vermögen andere sie als Christen zu erkennen und dem Inhalt der christlichen Botschaft Glauben zu schenken.“ (Zeit zur Aussaat 17)



„NEU ANFANGEN“

EIN MISSIONARISCHES ÖKUMENISCHES PROJEKT

Das ökumenische Projekt „neue Anfangen“ ist eine gemeinsame Aktion evangelischer, katholischer und freikirchlicher Gemeinden. „neue Anfangen“ hat zum Ziel, mit möglichst vielen Menschen in einer Region über den Glauben ins Gespräch zu kommen.

Das Telefon dient dabei als Kontaktbrücke. In einer einmaligen Aktion werden alle Haushalte in der jeweiligen Region per Telefon angesprochen: Es wird über das Projekt informiert und zur weiteren Information und Vertiefung ein Taschenbuch als Geschenk angeboten. In diesem, für jedes Projekt neu erstellten Buch berichten Menschen aus der Region, was ihnen der christliche Glaube in ihrem Leben bedeutet.

Interessierte, die das Taschenbuch erhalten haben, werden nach einiger Zeit erneut angerufen und zu Gesprächsrunden eingeladen.



An fünf bis sechs Abenden treffen sich Menschen in kleinen Gruppen, um in privater Atmosphäre miteinander über Fragen des Lebens und des Glaubens zu sprechen.

DIE PHASEN DES PROJEKTES

Phasen

Ein solch umfassendes Projekt kann nur gelingen, wenn den einzelnen Schritten genügend Zeit gelassen wird. Von der ersten Information bis zur abschließenden Auswertung können durchaus drei bis vier Jahre vergehen.

Information und Entscheidung

- Einladung an alle Gemeinden in der Region
- Informationsvermittlung auf verschiedenen Ebenen
- Beratung der verantwortlichen Gemeindegremien und Beschluss über ihre Beteiligung

Vorbereitungsprozess (ca. 1 1/2 Jahre)

- Bildung der Leitungsgremien und Ausschüsse (Öffentlichkeitsarbeit, Taschenbuch, Mitarbeiterschulung, Finanzen, Organisation)
- Erstellen des Projektbuches als „Visitenkarte“ des Projektes
- Erarbeitung eines Leitfadens für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Motivieren und Gewinnen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
- Begleitende Öffentlichkeitsarbeit
- Öffentliche Buchvorstellung
- Schulung der Mitarbeitenden zur Vorbereitung der Telefon- und Besuchskontakte sowie der Gesprächskreise

Aktionsphase (etwa 9 bis 11 Wochen)

- Ökumenischer Sendungsgottesdienst
- Telefonkontakte (Erstanruf): Alle Telefoninhaberinnen und Telefoninhaber der Region werden angerufen und bekommen das Projektbuch angeboten.
- Überbringen des Taschenbuches
- Zweitanruf: Alle Empfänger des Taschenbuches werden zu den „Wohnzimmerrunden“ eingeladen.
- Gesprächskreise („Wohnzimmerrunden“): Fünf bis sieben Abende zum Gespräch über Fragen des Glaubens und Lebens, über Gott und die Welt; diese Gespräche werden von je zwei ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geleitet und umfassen jeweils sechs bis zehn Personen.

Abschluss und Auswertung

- Ökumenischer Abschlussgottesdienst
- Kritische Auswertung der gesamten Aktion durch die Verantwortlichen
- Erstellen eines Abschlussberichtes
- Überlegungen zur Weiterarbeit

Was bleibt nach dem Projekt?

Zunächst gehört zur Projektidee der Grundsatz: Das Projekt hat ein definitives Ende. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich auf „neu anfangen“ einlassen, wissen vorher, wie viel Kraft und Zeit es ihnen abfordert.

Der Erfolg des Projektes bemisst sich nicht danach, wie viele Menschen in die Kirche eintreten, wie viele jetzt wieder zu einem Dauerkontakt mit ihrer Gemeinde gefunden haben oder wie viele Gesprächskreise bestehen bleiben. Welche Impulse vom Projekt in den weiteren Prozess der Gemeindeentwicklung einmünden, ist nicht planbar. Jedoch sollten sich die Verantwortlichen die Fragen stellen: Wohin können Menschen eingeladen werden, die über das Projekt neu auf ihre Kirchengemeinde aufmerksam geworden sind? Welche Formen von Gemeindegarbeit sind geeignet, die Impulse von

„neu anfangen“ weiterzuführen? Welche Aktionen soll es ggf. in Zukunft in der Region geben?

Festzuhalten bleibt, dass das Ergebnis von „neu anfangen“ nicht deckungsgleich ist mit der Zahl der anschließend sichtbar werdenden Initiativen. Was bei Einzelnen persönlich angestoßen wird, entzieht sich der statistischen Nachprüfbarkeit.

Gewinn WELCHEN GEWINN BRINGT DAS PROJEKT „NEU ANFANGEN“?

Folgende Impulse können von diesem Projekt ausgehen:

- „neu anfangen“ bricht in einer Region das Tabu „über Glauben spricht man nicht“.
- Durch „neu anfangen“ werden Menschen erreicht, die in Distanz zur Kirche leben oder denen die Kirche distanziert gegenübersteht.

- „neu anfangen“ belebt die Ökumene vor Ort.
- „neu anfangen“ fördert gemeinsame Spiritualität und fordert zu ihr heraus.
- „neu anfangen“ lässt Frauen und Männer mit ihrer je eigenen Kompetenz zum Zuge kommen. Sie wachsen an den Herausforderungen.
- „neu anfangen“ bringt einen Identitätsgewinn für Einzelne und Gemeinden.

Zahlen ZAHLEN UND FAKTEN und Fakten

Das Projekt wurde in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren (1985-2000) in mehr als 30 Regionen in Deutschland durchgeführt. Zu den Regionen gehören großstädtische Räume (z.B. Augsburg, Braunschweig, Hamburg oder Hannover), mittlere Zentren (z.B. Wetzlar, Marbach, Bayreuth) und ländliche Gebiete (Winsen a. d. Luhe, Rimbach/Bergstraße, Rheingau, Neckar-Ermstal-Alb). Die Projektregionen verteilen sich auf fast alle Gegenden Deutschlands. Auch aus dem Bereich der „neuen Bundesländer“ (Potsdam) liegen inzwischen erste Erfahrungen vor.

Insgesamt haben an den über 30 Projekten etwa 650 Gemeinden (evangelisch, katholisch, freikirchlich) mitgearbeitet; es bildeten sich ca. 6300 Gesprächsgruppen und ca. 21.000 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben sich engagiert.

Reaktionen/Erfahrungen

In den Abschlussberichten der örtlichen Projekte finden sich immer wieder Aussagen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu ihren Erfahrungen und Äußerungen von Menschen, die am Telefon erreicht wurden. Hier heißt es z. B.:

- „Jetzt musste ich erst 90 Jahre alt werden, bis sich die Kirche mal bei mir meldet.“
- „Sie müssen das alles noch mal meiner Frau erzählen, die ist für Kirche zuständig.“
- „Ihre Stimme ist sehr sympathisch, schon allein deswegen müsste ich das Buch nehmen, nur bin ich leider Atheist.“
- „Von alleine wäre ich nie gekommen, ich habe darauf gewartet, dass sie mich ansprechen.“

- „Es gab schon immer eine Zwangs-
verbindung zwischen ihrer Kirche
und mir, ich werde sonntags im-
mer von den Glocken geweckt.“
- „Ich glaube an Gott und bin den-
noch aus der Kirche ausgetreten.
Christsein und Kirche stimmen
leider oft nicht überein. Aber zum
Gesprächskreis komme ich!“
- „Nein, das Buch will ich nicht. Ich
bin gerade mit Gott im Clinch!“
(Die Angerufene nahm das Buch
aber schließlich dann doch!)
- „Ach, ich habe mich so auf ihren
Anruf gefreut! Ich bin so einsam!“
(Dame, 82 Jahre)
- „Mir geht’s rund um gut. Ich wüs-
ste nicht, warum ich neu anfangen
sollte.“
- „Ah, ihr seid ökumenisch. Das
kommt mir gerade recht, meine
Frau ist nämlich evangelisch!“
- „Das wurde aber endlich mal Zeit,
dass so was geschieht!“

Auf die Frage an Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter „Was waren für Sie
besonders wertvolle Erfahrungen?“
finden sich u. a. folgende Antworten:

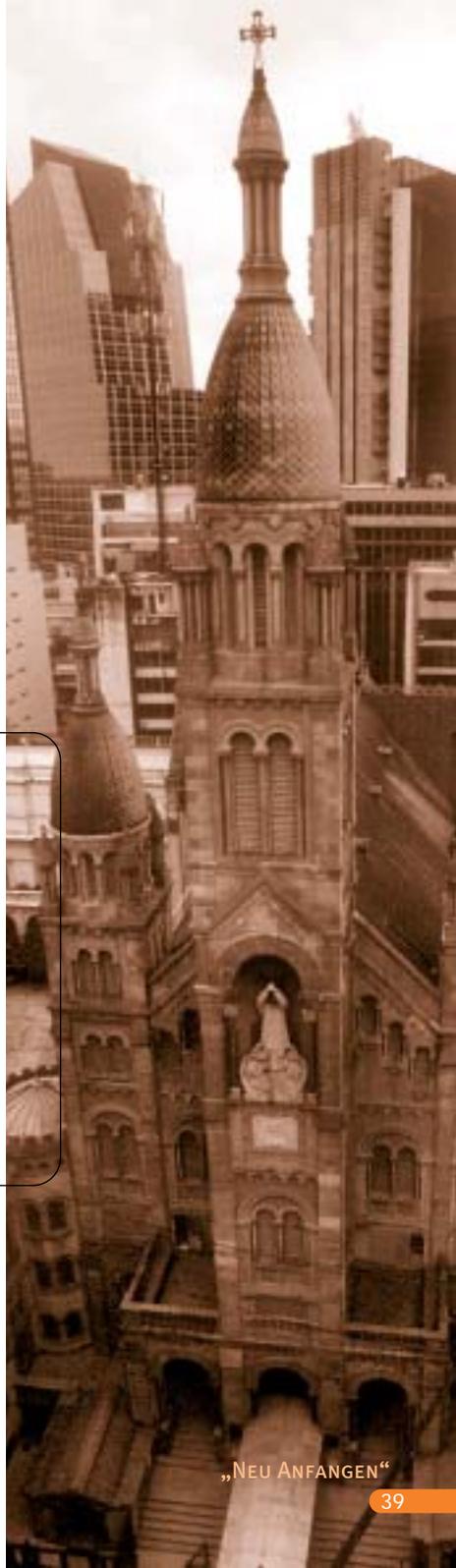
- „Dass ein Bedarf an Gesprächen
über den Glauben da ist, die Teil-
nehmerinnen und Mitarbeiter sehr
- offen über ihren ganz persönli-
chen Glauben sprachen.“
- „Dass die Teilnehmerinnen und
Teilnehmer, darunter auch der
Kirche distanziert gegenüber
Stehende, interessiert mitarbeiteten.“
- „Die aufrichtige Sehnsucht nach
Gotteseerfahrungen; das Suchen,
das Bemühen der Teilnehmerin-
nen und Teilnehmer war sehr
bewegend.“
- „Die Aussage einer Frau über
fünfzig, dass dies seit der Zeit
ihres Religionsunterrichtes zum
ersten Mal sei, dass sie mit ande-
ren über ihren Glauben spreche;
unter Arbeitskollegen, Bekannten
und Verwandten schimpfte man
allenfalls über die Kirche.“
- „Zu spüren, dass es in der Ge-
sprächsrunde wirklich Teilnehmer
gab, für die dieses Angebot eine
Lücke in ihrem Leben ausgefüllt
hat.“
- „Das gegenseitige Sich-anneh-
men und das Dabei-sein von
zwei aus der Kirche ausgetrete-
ner Mitmenschen, die lebhaft
teilnahmen.“

Ein EIN MISSIONARISCHES PROJEKT? missionarisches Projekt?

Mission geschieht hier im Dialog, in der Begegnung, im Gespräch. Die Wahrheit des Glaubens will immer wieder neu in der jeweiligen Situation erschlossen werden. Was das Evangelium heute bedeuten und bewirken kann, gilt es im Gespräch zu entdecken, zu vermitteln und sich gegenseitig zuzusagen – als Einladung zum „neu anfangen“.

Wichtig sind auch die vielfältigen Angebote in Gesprächs- und Arbeitskreisen, Bibelkreisen („Bibel teilen“), Glaubenskursen und -seminaren, die u. a. von Gemeinden, Verbänden, geistlichen Gemeinschaften und von den Bildungswerken veranstaltet werden. Hier besteht die Möglichkeit zum Dialog, denn Menschen wollen zu Wort kommen, ihre Fragen und Bedenken anbringen und so den Glauben vertiefen.

(Zeit zur Aussaat 20)



„DER MÄCHTIGE HAT GROSSES AN MIR GETAN“

(Lk 1,49)

FRAUEN ERMUTIGEN

Biotope des Glaubens

Christliche Gemeinden, Gemeinschaften und die neuen geistlichen Bewegungen bieten den Menschen einen Lebensraum an. Sie helfen dem Menschen, der nach Sinn sucht, in einem Netz von Beziehungen den Glauben zu erfahren und zu leben. Dabei geht es nicht um ghettoartige Fluchtburgen in einer pluralistischen Welt. Vielmehr werden die geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen gerade im Kontakt zu anderen Initiativen in der Kirche der missionarischen Verkündigung dienen. Die Vielfalt der Gemeinschaften und Bewegungen hilft suchenden Menschen, auf eine ihnen jeweils entsprechende Weise die Antwort des Glaubens zu finden. Für Menschen, die nach einem intensiven und erfüllenden Glaubensleben streben, ist das besondere Profil einer solchen Gruppe wichtig.

(Zeit zur Aussaat 25)



FRAUSEIN ENTDECKEN, BEJAHEN, ENTFALTEN – PROJEKT „TAG DER FRAU“ *„Tag der Frau“*

Im Jahr der Frau 1994 veranstaltete die Schönstatt-Mütterliga einen Frauenkongress, bei dem vor allem Chancen der Frauen ausgelotet und die Bewährung der Frau in Kirche und Gesellschaft thematisiert wurden. Aus Sicht der Verantwortlichen sollte dieser Prozess wiederholt bzw. fortgeführt werden, aber durch dezentrale und kürzere Veranstaltungen, um Frauen zu



erreichen, die nicht zur Schönstattbewegung gehören, auch Frauen aus anderen christlichen Kirchen und Frauen, die auf der Suche sind nach Kontaktmöglichkeiten und geistlicher Wegbegleitung. So entstand der „Tag der Frau“ als offenes Angebot für Frauen aus allen Schichten, wobei insbesondere junge, berufstätige Frauen angesprochen werden sollten.

Der „Tag der Frau“ will Lebenshilfe geben, Freude am Frausein vermitteln, Frauen ermutigen, ihre Talente zu entdecken und zu entfalten und insbesondere ihr Wertbewusstsein als Frau stärken. Der „Tag der Frau“, der im Jahr 2001 bereits zum siebten mal veranstaltet wird, erreicht jährlich ca. 5.000 Frauen in den alten und neuen Bundesländern.

ZUR DURCHFÜHRUNG

Durchführung

Für den Tag der Frau wird ein thematischer Schwerpunkt gewählt, der im Ablauf des Jahres an verschiedenen Orten mit gleichbleibenden Elementen durchgeführt wird. Einem Vortrag folgt ein ausführlicher Austausch in Gesprächsgruppen. Zum Abschluss des Tages

wird im Plenum eine meditative Vertiefung angeboten, die in den Alltag „mitgenommen“ werden kann. Um den intensiven Prozess über den Tag hinaus fortzusetzen, werden von den Referentinnen weiterführende Impulse zum „Tag der Frau“ als Broschüre zur Verfügung gestellt.

In den zurückliegenden Jahren wurden beim Tag der Frau folgende Impulse vermittelt:

- „Lieben statt konsumieren“ (1995)
- „Mich selbst groß sehen“ (1996)
- „Mein inneres Gleichgewicht finden“ (1997)
- „Der Wunsch, spontan und aufrecht zu lieben“ (1998)
- „Einfach ich selbst sein“ – Gelassen leben (1999)
- „Wer, wenn nicht du!“ – Gib dem Jahrtausend d(ein) Gesicht! (2000)

Der „Tag der Frau“ 2001 hat zum Thema:

- „Mir in die Hand gegeben – Meine Begabung als Frau entfalten.“

Zu diesem Tag wird mit folgenden Worten eingeladen: „Uns als Frauen sind besondere Gaben in die Hand gegeben. Wenn wir sie wahrnehmen und entfalten, werden wir selbst glücklich und verändern das Klima in unserer Welt.“



Beim ersten Tag der Frau im dritten Jahrtausend geht es um fünf Weisheitsregeln, wie wir unsere eigentliche Begabung entfalten und dadurch Ausstrahlung und Einfluss auf unsere Umgebung gewinnen können.

- Mich nicht hetzen lassen: „Ich bleibe bei mir“.
- Mich nicht hängen lassen: „Ich gebe nicht auf“.
- Mir nichts Negatives erlauben: „Ich achte auf mich“.
- Mir nichts vormachen: „Ich bleibe ehrlich“.
- Mich nicht festfahren: „Ich lerne lächeln“.

Eine Frau, die diese einfachen Lebensweisheiten in sich wirksam werden lässt, verbreitet eine besondere Atmosphäre: eine Atmosphäre der Entspannung, der Kraft, der Würde, der Klarheit und der heiteren Gelassenheit.

In den Vorträgen werden entsprechende Schritte gezeigt. In einer meditativen Vertiefung wollen wir betrachten, wie der christliche Glaube hilft, diese Begabung immer vollkommener zu entfalten.

Der Tag der Frau ist von Inhalt und Ablauf her durch eine ressourcenorientierte Pädagogik geprägt. Die teilnehmenden Frauen können durch die thematischen Impulse, im Austausch mit anderen Frauen aus unterschiedlichen Lebenskontexten und durch meditative Einübung konkret erfahren: „Der Mächtige hat Großes an mir getan“. Diese Hilfen zur Selbstentfaltung und Wertschätzung der Frauen wollen das Klima in den Familien und in der Gesellschaft verändern.

GESELLSCHAFTLICHE HERAUSFORDERUNG

Herausforderung

Was unsere Gesellschaft braucht sind viele Einzelne, die sich von innen her für das Ganze verantwortlich halten. Verantwortung ist kein großes Wort, sondern die Bereitschaft, als diese konkrete Frau zu antworten auf das, was hier und jetzt von mir gefordert ist.

- Das können die eigenen Kinder sein, die ich verantwortlich und konsequent erziehe, damit sie als Erwachsene mit dem Leben zurecht kommen.

- Das kann jemand in der Firma sein, der im Moment menschliche Nähe bräuchte, ohne sich zu einem Gespräch aufzudrängen.
- Das kann die Frau sein, die im Zug zwei Stunden neben mir steht und mit mir über die Vertretbarkeit von Abtreibung diskutiert. - Vielleicht hat sie selbst entsprechende Vorerfahrung, vielleicht sucht sie innerlich mehr als das, was sie bisher an Einsichten hat. Es fordert viel, hinzuhören, sie ausreden zu lassen, sich in ihren Erfahrungsbereich einzufühlen, dann aber auch die eigene Meinung und die Beweggründe für die eigene Sicht zu nennen.

Es sind mikroskopisch kleine Veränderungen am „Gesicht“ der Gesellschaft, aber gerade diese sind entscheidend (M. Nurit Stosiek).

Beispiel DAS GEGLÜCKTE BEISPIEL

Die Bewusstmachung der Würde der Frau geschieht durch Blick auf Maria als gelungener Entwurf von Frausein. In den meditativen Übungen werden den Teilnehmerinnen

frauengemäße Hilfen gegeben für eine Spiritualität im Alltag.

Maria ist eine Frau, die sich entfaltet, indem sie sich fordern lässt:

Als sie gerade selbst ein Kind erwartet, erfährt sie, dass Elisabet, die schon im vorgerückten Alter ist, in wenigen Monaten ihr erstes Kind zur Welt bringen wird. Sie fühlt sich ein, wie es Elisabet dabei gehen muss - und geht zu ihr.

Eine andere Szene: Die Hochzeit, bei der der Wein ausgeht. Maria könnte denken, ich bin Gast, was geht das mich an. Aber sie bringt sich ein, fordert ihren Sohn auf, etwas zu tun, um den Leuten aus der Verlegenheit zu helfen.

Maria ist eigentlich immer „dazwischen“, wir erfahren in der Bibel wenig von ihren ganz persönlichen Fragen. Offenbar wurde sie so erlebt: Als die Frau, die da war, die etwas bewegte, die da Verantwortung trug, wo es nötig war, zurückhaltend, aber mit großer Kraft - mit der Kraft der gezähmten Freiheit. (M. Nurit Stosiek)



FLAGGE ZEIGEN IN „FUNCITY“

SEELSORGE IM INTERNET

www.ffnfuncity.de



DIE STADT *Die Stadt*

Zunächst ein Wort zur „Stadt“, in der sich diese Kirche befindet. Funcity ist ebenfalls keine „echte“, sondern eben eine virtuelle

Stadt im weltweiten Datennetz. Fünf norddeutsche Hörfunksender haben sie vor vier Jahren erfunden als eine Ergänzung zum jeweiligen Radioprogramm und als Internet-Treffpunkt für ihre Hörerinnen und Hörer. Jeder Internetnutzer

Ich bin Priester einer Kirche, die es eigentlich gar nicht gibt. Zumindest ist sie auf keiner geografischen Landkarte zu finden, besteht nicht aus Stein oder Zement und hat auch keine eigentliche Gemeinde. Aber sie trägt doch einen vertraut kirchlichen und zugleich missionarischen Namen: St. Bonifatius in www.ffnfuncity.de.

kann Funcity mit seinem Computer als Gast besuchen und sich dort eine Wohnung und damit einen eMail-Briefkasten einrichten. Ein U-Bahn-Netz leitet Bürger und Gäste durch die Stadt. Im jeweiligen Funkhaus kann man einen Blick ins (echte) Studio werfen und den Moderatoren bei der Arbeit zuschauen: Die Web-Kamera macht's möglich.

In den verschiedenen Chat-Cafés (aus dem Englischen „to chat“ – plaudern) treffen die Internetbesucher auf andere Funcity-Besucher und können sich mit ihnen unterhalten. Es gibt Geschäfte, in denen man einkaufen kann, Banken und Versicherungen mit ihren jeweiligen Angeboten. Es gibt die Spaß-Börse, den Sportpalast, die Konzertkasse, ein Lehrstellenvermittlungsbüro und andere Orte, an denen sich die „Funcitizens“, wie sich die Einwohner von Funcity stolz nennen, informieren und amüsieren können. Die Funcity steht in der Liste der am häufigsten aufgerufenen Internet-Angebote in Deutschland mittlerweile auf Platz 8.

Mitten in Funcity, zwischen Pressehaus, Sportstadion und anderen Gebäuden, findet man seit April 1998 eine Kirche. „Eine Stadt ohne Kirchturm ist einfach nicht komplett“ – dachten sich die Betreiber und fragten 1997 zunächst bei der evangelischen und nach einer Absage dann bei der katholischen Kirche an, ob man sich vorstellen könnte, hier im Internet, auf einer Plattform, die schon damals monatlich eine knappe Million Besucher zählte, in irgendeiner Form „mit dabei“ zu sein. Klare Vorgaben wurden da-

mals nicht gemacht; man schlug uns vor, den Grafiker der Spaßstadt damit zu beauftragen, uns kostenlos eine Kirche zu zeichnen, hinter der sich ein eMail-Briefkasten verbergen und eventuell auch ein Chatraum eingerichtet werden könnte, den wir dann im Gegenzug offiziell und kirchlich zu betreuen hätten.

Bischof Homeyer hat damals nach einigem Überlegen seine Zustimmung zu diesem experimentellen Projekt gegeben. Als Konsequenz daraus errichtete im Frühjahr 1998 die Rundfunkabteilung der Bernward Mediengesellschaft in dieser Stadt eine Kirche *als dezidiert seelsorgerisches Angebot in einem säkularen Umfeld*. Denn Funcity ist keine kirchliche Plattform – wir mischen als Kirche hier nur mit. Die Leute, die auf die virtuelle Stadt zugreifen, sind nicht auf der Suche nach irgend etwas Kirchlichem, sondern sie wählen sich hier – ganz zeitgemäß? – unter dem Stichwort „fun“ ein. Und auf der Suche nach fun stoßen sie, meist zur eigenen Überraschung, auf unsere kleine Kirche (Anfragen an uns beginnen oft mit dem erstaunten Satz: „Ist das ein Gag oder seid ihr wirklich von der ‚echten‘ Kirche?“).

Der Bischof beauftragte mich schließlich, hier einfach mal „ad experimentum“ mitzumischen und eine neue Form, wenn auch nicht der Seelsorge, so doch der „seelsorglichen Präsenz“ im Internet zu erproben, Möglichkeiten auszuloten – und Grenzen zu benennen.

Am 6. April 1998 ging die Funcity-Kirche online und erhielt vom Hildesheimer Weihbischof Hans-Georg Koitz ihren programmatischen Namen. Die „Kirchweihe“ wurde im Internet und von den beteiligten Radiostationen live übertragen. Eine neugierige Presse und Mund-zu-Mund-Propaganda machten „St. Bonifatius“ vom Geheimtipp schnell zu einer Top-Adresse. Inzwischen registriert die Funcity-Kirche monatlich rund 75.000 Besuche, Funcity als solches 1,5 Millionen monatliche Zugriffe. Parallel zum stark wachsenden Bekanntheitsgrad unserer Kirchenplattform in Funcity wurde das Team der Seelsorger in diesem Projekt kontinuierlich verstärkt (zunächst war ich allein, dann mit drei Mitbrüdern, heute stehen 21 Seelsorger, Priester, Laientheologen und evangelische Kollegen als Ansprechpartner für die „Surfer“ zur Verfügung).



DAS SEELSORGLICHE ANGEBOT

Chat*Chat*

Zunächst gibt es im Innenraum der Funcity-Kirche den Live-Chatraum, in dem zweimal wöchentlich jeweils von 21-23 Uhr mindestens zwei Seelsorger anwesend sind, die zu Fragen des Glaubens Stellung nehmen und zu einer Diskussion unter den Chat-Teilnehmern anregen. Damit erzielen wir eine relativ große Aufmerksamkeit. Nüchtern betrachtet bleibt das Chatten jedoch oft ziemlich oberflächlich. Eine Ausnahme bildet ein geschützter Privat-Chatraum, der einen direkten Kontakt zwischen einem einzelnen Surfer und dem jeweils anwesenden Seelsorger ermöglicht. Aus den oberflächlichen Kontaktaufnahmen in diesem Rahmen entwickeln sich oft persönliche Mailkontakte über einen längeren Zeitraum.

Fürbittbuch Fürbittbuch

Wir haben in der Funcity-Kirche die Funktion eines Fürbittbuches angebracht, in dem die Surfer eigene Texte hinterlassen können.

Unsere Erfahrung ist, dass hier neben eher traditionellen Gebeten auch sehr unkonventionell formulierte persönliche Nöte und religiös-spirituelle Probleme ihren Platz finden und damit aktuelle Gebetsanliegen in einer ganz neuen Sprache auftauchen. So hat es z.B. nach dem ICE-Unglück in Eschede im vorletzten Jahr nur einige Stunden gedauert, bis die ersten Bitten für die Opfer, Überlebenden und Helfer dort zu lesen waren. Hier finden sich zudem immer wieder persönliche Bekenntnisse und Gedichte, geistliche Selbstoffenbarungen, die erstaunlich tief sind. Wir als Seelsorger haben es uns zur Aufgabe gemacht, die Gebete, die die Surfer in dieses Forum einbringen, auch tatsächlich in unsere privaten Gebetsanliegen mit aufzunehmen bzw. in unseren Jugendgottesdiensten im Rahmen der „echten“ Fürbitten zu verlesen. Das stößt immer wieder auf ein sehr positives Echo, weil es in einer besonders direkten Weise „Gebete direkt aus dem Leben“ junger Menschen sind.



eMail-Kontakt über das „Haus der Seelsorger“ *eMail-Kontakt*

Vom Vorraum der Funcity-Kirche aus kann das „Haus der Seelsorger“ erreicht werden, in dem inzwischen 21 Mitarbeiter eine Homepage haben, über die sich der jeweilige Seelsorger vorstellt und via eMail auch direkt erreichbar ist. Der wesentliche seelsorgerische und auch zeitintensivste Teil unserer Arbeit findet über diese persönlichen eMail-Anfragen statt. Hier kommen existentielle Fragen von Menschen

zwischen 12 und etwa 50 Jahren zur Sprache, die sonst wohl nur selten den Weg in eine richtige Kirche finden. Bei einigen dauert

die Begleitung über mehrere Wochen. Hier geht es uns nicht so sehr um Problemlösung als vielmehr um Wegbegleitung und Weitervermittlung.



Gemeindebrief

Zum Weihnachtsfest 1999 haben wir an alle 175.000 in „Funcity“ registrierten Surfer eine Weihnachts-eMail abgeschickt, die knapp gehalten und im Ton und Inhalt auf die jugendlichen Surfer abgestimmt war. Aus dieser Mail hat sich ein regelmäßiger „Gemeindebrief“ mit kurzen Glaubensimpulsen entwickelt, der seitdem an jedem Sonntag an all diejenigen verschickt wird, die sich in den Verteiler eingetragen haben. Es sind durch den Schneeballeffekt inzwischen zum größten Teil Empfänger, die mit Funcity nichts zu tun haben, aber den Gemeindebrief von Freunden zugesandt bekommen und jetzt selber in unserem Verteiler stehen.

In der Funcity-Kirche kommen auf eine sehr unmittelbare Weise Fragen und Probleme zur Sprache, die in der Gemeindeseelsorge oft einer sehr langen Anlaufphase bedürfen bzw. in dieser Form (leider) gar nicht auftauchen. Im Rahmen von Funcity ist die Schwelle, die ein Surfer zu überwinden hat, um uns anzusprechen,

ausgesprochen niedrig. Der Priester ist eben nur „einen Mausclick weit“ entfernt. Wie ist das in unseren Gemeinden? Bei den vielfältigen Beanspruchungen, in denen ich mich in der „normalen“ Gemeindeseelsorge wiederfinde, vermisse ich oft schmerzlich diese wirklich seelsorgerische Seite meines Tuns.

Grenzen GRENZEN DER INTERNETSELSORGE

Sollte Seelsorge nicht in einem Idealfall doch eher über unmittelbaren zwischenmenschlichen Kontakt geschehen, weil nur damit der „Raum der Unverbindlichkeit“ aufgebrochen wird? Das, was wir in Funcity leisten können, ist eine nur sehr punktuelle und im Letzten zumeist auch relativ unverbindlich bleibende Form der Begleitung von überwiegend jungen und den Kirchen insgesamt wohl auch eher fernstehenden Menschen. Insofern sehe ich in der seelsorglichen Funktion der Funcity-Kirche wohl einen Anknüpfungspunkt und eine Ergänzung für die pastorale Arbeit (besonders mit Jugendlichen), sicher aber keinen Ersatz.

Zunehmende Bedeutung für Glaubensinformation und Verkündigung erhalten die Medien nicht zuletzt deshalb, weil sie auch Menschen erreichen, die der Kirche fremd sind. Nach „Evangelii nuntiandi“ kann die Kirche „in unserer Zeit, die von den Massenmedien oder sozialen Kommunikationsmitteln geprägt ist, bei der ersten Bekanntmachung mit dem Glauben ... und bei der weitem Vertiefung des Glaubens auf diese Mittel nicht verzichten.“ Ja, sie „würde vor ihrem Herrn schuldig, wenn sie nicht diese machtvollen Mittel nützte, die der menschliche Verstand immer noch weiter vervollkommnet“ (EN 45) ... Eine besondere Herausforderung stellt das Internet dar. Wir wissen, dass vornehmlich junge Menschen darin eine Möglichkeit sehen, sich kommunikativ weltweit zu vernetzen. In der Wahrnehmung der Bedeutung dieses Mediums stehen wir sicher noch am Anfang.

(Zeit zur Aussaat 21f)

Das Besondere und uns von anderen kirchlichen Internetauftritten Unterscheidende ist aber, dass in diesem konkreten Projekt in einer säkularen virtuellen Stadt über eine Art Trichterfunktion Menschen an uns herantreten, die die Kirche im Internet nicht gesucht und uns in diesem Kontext einer Spaß-Stadt zunächst auch gar nicht vermutet hätten. Zahlreiche lobend-kritische eMails

zeigen uns, dass wir durch unsere Präsenz in Funcity in einer für die Kirche ungewöhnlichen Weise angenehm „auffallen“. Für uns mag es nichts Besonderes sein, einer 17jährigen Schülerin mit Liebeskummer einen aufmunternden kurzen Text zuzusenden; für diese Schülerin aber kann es sehr viel bedeuten, dass sich in einer Konfliktsituation ein „echter Priester“ um sie gekümmert hat.

Vielleicht weist gerade das Fürbittbuch auf unsere produktivste Funktion in Funcity hin. Die Kirche in Funcity - und hier wiederum besonders das Fürbittforum - ist der Ort, an dem auch die negativen und schmerzlichen Seiten des Lebens unzensuriert zur Sprache kommen. Sie werden nicht ausgeblendet, sondern zugelassen und ernstgenommen. Gerade ihnen gilt im christlichen Glauben die Verheißung von Erlösung und Befreiung. Diese Botschaft muss die Kirche in die Erlebnisräume hineinragen, auch wenn sie eher von Oberflächlichkeit und Unverbindlichkeit geprägt sind. Das geht aber nur, wenn wir selber den Mut haben, uns der Gefahr auszusetzen, vielleicht nur oberflächlich und vielleicht nur „spaßeshalber“ wahrgenommen zu werden.

RELIGIÖSES BRAUCHTUM VOR DER VERMARKTUNG BEWAHREN

INITIATIVEN EINES STADTKATHOLIKENAUSSCHUSSES

Das Evangelium fordert die Kultur einer Zeit heraus, bestätigt sie in dem, was wertvoll ist, korrigiert sie dort, wo sie inhuman zu werden droht. Im Letzten geht es darum, dass Menschen erfahren, wie die Frohbotschaft ihren Lebensentwürfen Sinn und Hoffnung vermittelt. Die Botschaft, dass Gott uns Raum gibt und dass er gekommen ist, um bei uns Raum zu finden, ist letztlich Sinn und Hoffnung jeder menschlichen Kulturleistung.

(Zeit zur Aussaat 31)

„Ich weiß nicht, wie es ihnen geht, wenn Ende des Sommers, Anfang September in den Regalen der Geschäfte Nikoläuse und Spekulatius reihenweise aufmarschieren – Mitte November spätestens der Weihnachtsschmuck die Straßen ziert – Weihnachtsmärkte eröffnen, ehe

der Advent überhaupt begonnen hat oder mitten in der Karnevalszeit die Osterhasen und Ostereier uns anlachen.

Ich frage immer, ob wir uns nicht alle etwas nehmen, indem wir ein Fest, das bevorsteht und etwas ganz Besonderes werden soll, über Wochen hinweg solange präsentieren - man könnte auch sagen ‚strapazieren‘ - bis es zu Alltäglichem degradiert ist?

Fragen wir die Geschäftsleute heißt es: ‚Der Verbraucher will es.‘ Fragen wir den Verbraucher, kommt die Antwort: ‚Das machen die Geschäftsleute wegen des Umsatzes.‘ Alle stöhnen und fügen sich ins Unvermeidliche.

Gibt es hier nicht Gesprächsbedarf? Nehmen wir uns nicht selber etwas

von der Vorbereitung und Freude? Einmal ganz abgesehen davon, dass der eigentliche christliche Sinn, der Anlass der Feste, immer weiter im Hintergrund verschwindet.“

Diese Sätze sind ein Auszug aus der Ansprache der Vorsitzenden des Katholikenausschusses in der Stadt Köln, Hannelore Bartscherer, zum traditionellen Neujahrsempfang 2001 unter Anwesenheit vieler Vertreterinnen und Vertreter des politischen, öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens der Stadt. Die Worte von Frau Bartscherer fanden in diesem Forum breite Zustimmung.

POLITISCH HANDELN Politisch handeln

Hiermit ist zugleich eine Zielrichtung der vielfältigen Aktivitäten des Katholikenausschusses markiert. „Die Vermarktung von christlichen Festen hat uns umgetrieben“, so die Vorsitzende. „Wir haben natürlich nichts gegen Weihnachtsmärkte, wohl aber gegen die Tendenz, die Eröffnung der Märkte immer früher zu datieren.“ – Die Diskrepanz zwischen der Eröffnung der Weihnachtsmärkte und dem Beginn

der Adventszeit wurde im Jahr 2000 besonders deutlich: Der erste Adventssonntag fiel auf den dritten Dezember (damit dauerte die Adventszeit nur drei Wochen), während die Märkte zum Teil bereits ab Mitte November geöffnet hatten.



Welche Möglichkeiten hat nun ein Katholikenausschuss, um sich gegen einen solchen Trend zur Wehr zu setzen? Die unmittelbare Trägerschaft der Weihnachtsmärkte liegt in der Hand privater Geschäftsleute. Über diese eine Änderung zu erreichen, wird von den Verantwortlichen im Katholikenausschuss als kaum erfolgreich gesehen. Stattdessen geht man in Köln andere Wege: Ansprechpartner für dieses Anliegen, sind der Oberbürgermeister und die Fraktionen im Kölner Rat.



Hier konnten Verbündete gewonnen werden, die mit dafür sorgen, das, was in die Adventszeit gehört, auch dort zu belassen. So gibt es nun ein Entgegenkommen seitens der politischen Spitzen der Stadt, die Weihnachtsmärkte erst nach dem Totensonntag (d.h. in der Woche vor dem ersten Advent) zu eröffnen.

FÜR DIE SONNTAGSKULTUR IN DER STADT EINTRETEN

Die Initiativen der Kölner Katholiken bleiben nicht bei den Weihnachtsmärkten stehen. Hand in Hand damit wehrt man sich auch gegen eine überzogene Ausweitung verkaufsoffener Sonntage bzw. Samstage über 16.00 Uhr hinaus. Der Vorsitzende des entsprechenden Sachausschusses, Josef Winkelheide, beklagt die mitunter eigenartige und willkürliche Argumentation zur Ausdehnung der Geschäftszeiten: „Im Sommer 99 fanden bekanntlich in Köln das Gipfeltreffen der EU und der sogenannte G8-Gipfel statt. Diese weltpolitischen Großereignisse beeinträchtigten nicht unerheblich das Geschäftsleben der Stadt. Zum

Ausgleich dafür wurden den Kölner Geschäftsleuten im November 1999 drei zusätzliche ‚lange Samstage‘ zugestanden. Man pochte dann im Jahr 2000 unter Berufung auf die Regelung des Vorjahres auf eine bestehende ‚Tradition‘ und schaffte damit durchgehend von Mitte November bis Weihnachten einen langen Samstag nach dem anderen.“

Um dieser Tendenz entgegen zu steuern, suchten die Verantwortlichen des Katholikenausschusses das Gespräch mit allen Beteiligten, d.h. mit Verbänden und Parteien im Rat der Stadt, mit den Gewerkschaften, dem Einzelhandelsverband und der City-Marketing-Gesellschaft.

Zugleich wurde auch eine entsprechende Stellungnahme veröffentlicht unter dem Titel: „Kommerzialisierung gegen Sonntagskultur.“

Darin heißt es: „Einen religiösen, kommunikativen und kulturellen Aspekt hat der Sonntag für den Katholikenausschuss. Deshalb lehnt er die in letzter Zeit um sich greifende Praxis in der Stadt konsequent ab, immer mehr verkaufsoffene Sonntage einzuführen...“

Die zum Teil vage und allgemein formulierten Gesetzestexte werden sowohl von Genehmigungsbehörden, besonders aber von den Geschäften – hier zeichnen sich vor allem die großen Kaufhausketten aus – skrupellos zur Rechtfertigung einer Sonntagsöffnung ausgenutzt. Nichtige Gründe wie künstlich produzierte Traditionen, Stadtteilfeste oder -jubiläen u.ä., in keiner Weise überzeugende Anlässe, sollen zur Legalisierung einer immer mehr um sich greifenden Geschäftsöffnung am Sonntag dienen...

Für den Katholikenausschuss darf der Sonntag in seinen Werten nicht noch mehr degradiert werden. Es darf nicht noch mehr Einbrüche geben. Dass dabei die soziale Arbeit, die dem Menschen dient, notwendig ist, bedarf keiner Betonung.

In seinem religiösen und kommunikativen Aspekt ist der Sonntag für den Katholikenausschuss

- Gedächtnistag, an dem wir Christen unsere Erlösung feiern;
- der gemeinsame freie Tag für alle;
- der Tag der Ruhe;
- der Tag der Begegnung, des Festes und des Spiels;

- der Tag, frei von Leistungsdruck und Kommerz.“

öffentliche Meinung DIE ÖFFENTLICHE MEINUNG BEEINFLUSSEN

Ein wichtiger Schritt ist zunächst darin zu sehen, dass die Vorschläge des Katholikenausschusses bei den Verantwortlichen der Stadt Köln auf positive Resonanz stoßen. Natürlich kann nicht verhindert werden, dass auch in Zukunft die Terminabsprachen unterlaufen werden.



Aber die Verantwortlichen sind sich darin einig: „Wir werden darauf achten, und uns dagegen wehren.“ – Sich dagegen zu wehren, heißt in Köln in erster Linie, mit den politisch Verantwortlichen Kontakt aufzunehmen.

Eine Langzeitwirkung dieses Bemühens erhofft man sich durch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Solche Initiativen, die alle Menschen einer Stadt betreffen, müssen von allen gesellschaftlichen Gruppierungen mitgetragen werden. Frau Bartscherer: „Wir haben als Kirche besondere Chancen. Vielfach sprechen wir das aus, was auch viele Menschen spüren, ohne sich jedoch zu artikulieren.“

Die Chancen werden jedoch in aller Nüchternheit eingeschätzt: „Wir können den Ausverkauf katholischer Traditionen und Symbole nicht verhindern, aber wir können uns wehren!“



Wer sich der Bedeutung des christlichen Beitrags für die Gesellschaft bewusst wird, verliert Ängstlichkeit und Kleinmut. Christliche Werte der Solidarität und Geschwisterlichkeit sind gerade in einer Welt des Konkurrenzkampfes, der Vereinsamung und Vermasung von besonderer Bedeutung, soll die Gesellschaft als humaner Lebensraum erhalten bleiben.

(Zeit zur Aussaat 30)



AUF DRAHT SEIN

HOFFUNGSGESCHICHTEN AM TELEFON

Seit Ostern 2000 gibt es das von den evangelischen und katholischen Kirchen in Oberschwaben in Zusammenarbeit mit der Telefonseelsorge getragene Projekt „Hoffnungserfahrungen“. Über eine Ravensburger Telefonnummer ist eine täglich wechselnde kleine Geschichte zu hören, eingerahmt von leiser, meditativer Musik. Frauen und Männer erzählen aus ihrem Leben, wie sie „mühselig und beladen“ waren und was ihnen da Hoffnung gab. Oder sie schildern kleine Situationen des Alltags, als sich unerwartete Freude und Leichtigkeit einstellten. „Wir glauben,“ so die Initiatoren, „dass der christliche Glaube für Erfahrungen von Leid, für Karfreitagssituationen, aber auch für tragfähige Hoffnung eine unausschöpfliche, lebensfördernde Kraft in sich birgt, die es Wert ist, offensiver als bisher ins Wort gebracht zu werden. So möchten wir ein eigenes, kirchliches Hoffnungs-telefon anbieten. Es nimmt die heilende Funktion erzählter per-

sönlicher Hoffnungserfahrungen auf und spricht sie den Anrufernden zu. Auf diese Weise wird Solidarität im Leiden, aber auch im Hoffen zu stiften versucht.“

Im Neuen Testament werden wir aufgefordert, stets bereit zu sein, einem jeden Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die uns erfüllt (vgl. 1 Petr. 3,15). Wir werden ermutigt, Auskunft zu geben und werden damit auch angefragt, ob wir auskunftsfähig sind. Was unser eigenes Leben aus dem Glauben trägt und erfüllt, was wir aus dem Glauben heraus an Stärke und Zuversicht erfahren, darüber dürfen wir nicht schweigen. Wie könnten wir das, was uns leben lässt, mit anderen nicht teilen?

(Zeit zur Aussaat 19)

TELEFON:
0751/33223

Die Hoffnung hinter dem Projekt „Hoffnungserfahrungen“ heißt: Erzählen kann eine Form der Lebenshilfe sein. Das Teilhabenlassen anderer an eigenen Hoffnungserfahrungen bietet den Zuhörenden die Möglichkeit, sich an einen Erzählenden emotional anzulehnen und im Zuhören Solidarität zu empfinden.



Im folgenden sind zwei dieser Hoffnungsgeschichten dokumentiert.

DIE ROTE AMPEL *Die rote Ampel*

Gestern war ich mit dem Auto unterwegs zu einem wichtigen Termin. Innerlich angespannt im Berufsverkehr. Stockend komme ich vorwärts. – Und nun schon wieder rot an der Ampel. Ich stehe, die Zeit läuft, und vor mich schieben sich neue LKW's aus anderen Richtungen. Gedanken schießen mir durch den Kopf. Bin ich überhaupt richtig abgebogen? Finde ich dort, wo ich hin will, überhaupt einen Parkplatz? Und eigentlich wollte ich doch vor der Besprechung noch meine Unterlagen durchsehen. Die Gedanken springen und ich merke, wie sich mein Nacken verspannt. Wie gebannt starre ich auf die Ampel, neben der Ampel ein großes Stop-Schild. Und plötzlich sagte etwas in mir: STOP! Wieso lasse ich mich hier einfach so hetzen? Durch meinen aufkommenden Ärger über



die Frau, die vor mir ihren Wagen abwürgt, wird die Situation nicht besser. Tatsache ist, ich stehe und kann mit Ärger oder schlechter Laune doch nichts an der Tatsache ändern, dass ich womöglich zu spät kommen werde. Eigentlich, so überlege ich, erlaubt mir gerade diese Situation eine Atempause im Berufsverkehr. Ein bisschen muss ich grinsen über diesen Gedanken. Begeistert über mich selber lehne ich mich zurück und atme durch. Wenn ich es mir recht überlege, habe ich gerade Zeit für mich. Wieso lasse ich mein „Er-Leben“ eigentlich so von einem mir unangenehmen Termin bestimmen? – und ich blicke an der Ampel vorbei auf die andere Straßenseite. Da läuft eine gehbehinderte Frau mit Krücken. Mühsam und bedächtig setzt sie einen Fuß vor den anderen. Beim Zuschauen

versinke ich in Gedanken. Sie kommt auch dahin, wo sie hin will. Nur nicht so entnervt und abgehetzt wie ich mit meinem Golf. Was treibt mich eigentlich heute so? Wieso vertue ich meine Zeit mit einem unfruchtbaren Ärger? Und ich merke, wie sich in meinen Schultern etwas löst. Ich atme durch und komme mir vor wie zwei Minuten im Urlaub. Um mich herum pulsiert und hetzt das Leben. Alle wollen sie irgendwo hin. Was treibt uns alle eigentlich? Die rote Ampel hilft mir, zu mir zu kommen. Eine rote Ampel als Hoffnungszeichen? Vielleicht insofern, dass es da mitten in der Hektik eines Tages einen Bremsklotz, einen Haltepunkt gibt, der mir hilft, zu mir zu kommen. Da schaltet sie wieder auf grün. Ich muss weiter – aber ich merke, dass ich anders fahre. Ich sitze gelöst hinterm Steuer ...

DAS KREUZ *Das Kreuz*

Ich erinnere mich, ich war sieben oder acht Jahre, als meine Mutter schwer erkrankte. Sie musste operiert werden, lag längere Zeit im Krankenhaus. In meinen inneren Bildern dieser Zeit sehe ich nur noch meine Schwester und mich zu Hause, meinen Vater vom Krankenhaus heimkommend, wir gespannt auf sein Gesicht schauend – und dann nur unverändert dumpfe Sorge. Und dann erinnere ich mich an – ich weiß nicht mehr genau: alltägliche oder sonntägliche Bitten meines Vaters, für unsere Mutter zu beten. In unserer Küche hing neben der Eingangstür ein einfaches Kreuz, das sehe ich noch vor mir, und wir davor, im Gebet. Ich weiß wirklich nicht mehr, wie befremdlich oder tröstend wir als Kinder diese Situation genau erlebten; ich sehe nur noch meinen Vater, inbrünstig vor dem Kreuz. Wahrscheinlich seine letzte Hoffnung. Ich glaube nicht, dass ich damals diese Hoffnung übers Kreuz gleich miterlebte. Ich weiß nur, dass ich in den Jahren später mit meinem Verstand

immer etwas leicht dagegen hatte, dass man sich spätestens in Not-situation ans Kreuz erinnert und dann darauf hofft.

Viel genauer sind meine Erinnerungen 30 Jahre später, als mein Vater zum Sterben erkrankte. Noch genau sehe ich sein Zimmer zu Hause vor mir. Ich sehe ihn im Bett liegen, vor Rückenschmerzen klagend, nicht wissend, dass bereits Tumore sich im Rückenmark festgesetzt hatten. Zwar war er bereits Jahre davor schon an Krebs erkrankt, nach Operation und Chemotherapie wollte er an der Hoffnung festhalten, dass er diese todbringende Krankheit besiegt hätte. Und jetzt diese unerklärlichen Schmerzen im Rücken. So blieb nur dumpfe Angst – und verzweifelte Hoffnung. Und: gegenüber von seinem Bett das Kreuz an der Wand. Ich habe ihn in dieser Zeit davor nie beten sehen; auf jeden Fall gehört dieses Kreuz wohl zum ersten Blick beim Aufwachen und zum letzten Blick beim Einschlafen. Er hat nie darüber geredet; ich weiß nicht, ob

und wie genau religiös er war. Heute würde man vielleicht sagen, er war nur volkscirchlich gläubig, vielleicht nur in diesen ganz dunklen Lebensstunden. Damals war meine Skepsis dieser Art von Glaube und Hoffnung gegenüber deutlich geringer.

Eine letzte Erinnerung: Wir wohnen zu Hause in einem alten, umgebauten Bauernhaus. Vieles der alten Bausubstanz haben wir zu erhalten versucht, so auch den alten Zuschnitt der Räume, vor allem im alten Wohnteil. So liegt jetzt unser Esszimmer an der Stelle, an der 400 Jahre lang Generationen von Menschen gegessen haben. An der gleichen alten Stelle befindet sich ein kleines Wandschränkchen, in dem jahrhundertlang wohl der Verdauungsschnaps stand. Und ebenso hängt an der gleichen alten Stelle wie wohl jahrhundertlang zuvor ein altes Kreuz, das mir mein Großvater vererbt hat. Dieser alte Herrgottswinkel war sicherlich schon generationenlang deutlich geschmückter und belebter als heute bei uns. Er gehört zu

unserem Esszimmer, einfach selbstverständlich, so dass er da ist, aber oft tagelang gar nicht wahrgenommen wird. Ich erinnere mich, wie ich vor einigen Wochen gegenüber auf unserem Sofa saß, todtraurig wegen meiner Kinder; alles schien so sinnlos und schmerzhaft. Ich weiß nur noch, dass ich durch die verweinten Augen irgendwann das Kreuz in der Ecke sah, mein Blick dran hängen blieb. Und irgendwie wurde es auch mir leichter zu hoffen, beim Blick aufs Kreuz – wirklich merkwürdig.

Ich kann Ihnen diese Hoffnungserfahrung und ihre Wirkkraft nicht restlich erklären. Ich möchte sie auch weder religiös noch theologisch „erhöhen“. Sie hat für mich ihren Charme gerade in ihrer Schlichtheit. Und ich glaube ihr zunehmend, so wie ich daran glaube, dass tatsächlich auch nur der in der Wüste dürstet, der eine innere Gewissheit um Wasser hat. Ja und vielleicht kann ich Sie ja ermutigen, auch mal einen Blick auf ein Kreuz zu versuchen.

HOFFUNGSERFAHRUNGEN
0751 / 33223

Um diese Hoffnungstexte zu gewinnen, wurden und werden auch weiterhin Menschen durch Zeitungsaufrufe, in Gemeindebriefen oder anderen öffentlichkeitswirksamen Medien gefragt, was ihnen selbst persönlich in zurückliegenden, dunklen Stunden ihres Lebens geholfen hat, Hoffnung oder doch Hoffnungsspuren zu finden. Menschen, die in der Lage sind, eigene Leidsituationen zu erinnern und andere an der Verarbeitung teilhaben zu lassen, ihnen davon zu erzählen, ohne zu bedrängen oder zu belehren.



Das Prozedere ist nicht allzu aufwendig. Die eingegangenen Texte werden von einer Redaktionsgruppe durchgesehen und die möglichen Veränderungen mit den Autoren besprochen. Die Entscheidung über die endgültige Textfassung treffen die Autoren selbst; sie sprechen auch die Texte in einem professionellen Aufnahmestudio selbst auf Band. Dieses Studio hat der Südwestfunk zur Verfügung gestellt. Musik und Vorspann sind immer gleich. Ebenso der Hinweis auf die Telefonseelsorge im Abspann.

Die Idee ist einfach, die Realisierung mit ein wenig Planung und Organisation leicht möglich. Sicherlich sind Lokalradios zur Mithilfe bereit. Erzählenswerte Hoffnungszeichen gibt es viele. – Und die Nachfrage ist groß: Die kleinen Geschichten am Hofnungserfahrungen-Telefon werden über 50 mal am Tag abgerufen. Die Kirchen in Oberschwaben, zusammen mit der Telefonseelsorge in Ravensburg, wollen dieses Projekt weiterführen.

KIRCHE AN DER KÜSTE

URLAUBERSEELSORGE IN OSTFRIESLAND

Immer mehr Menschen verreisen immer häufiger zu immer entfernteren und immer anderen Reisezielen. Die Formen touristischen Reisens werden immer vielgestaltiger.

Das Reisen ist Ausdruck einer Gesellschaft, die immer mobiler wird. Es ist ein Symbol des Lebens im beschleunigten Wandel.



Die Urlauberseelsorge ist eine Antwort der Kirchen auf die veränderten Lebensrhythmen der Menschen.

URLAUBERSEELSORGE UND RELIGIÖSER MARKT

Urlauberseelsorge

An der ostfriesischen Küste arbeiten in zwei katholischen Regionalstellen in Norden und in Esens Beauftragte für Urlauberseelsorge. Die sonntägliche Eucharistiefeier ist die bestbesuchte Veranstaltung für Urlauber. Kirche ist sicherlich wesentlich Eucharistie; aber so wie Kirche nicht nur Gottesdienst ist, so ist Urlauberseelsorge nicht nur Organisation und Koordination von gottesdienstlichen Angeboten, sondern mehr. Urlauberseelsorge gestaltet ein reichhaltiges Angebot, das die Grenzen der gottesdienstlichen Räume überschreitet. Eine Reihe von Veranstaltungen platzieren sie an den Orten, wo sich die Menschen in ihrem Urlaubs-“alltag“ bewegen: am Strand, auf den Promenaden und vor allem in den Kurhäusern. Großen Zuspruchs erfreuen sich Fahrradtouren zu Orten, an denen sich die

Glaubens- und Kirchengeschichte Ostfrieslands kristallisiert, besonders gestaltete Strandwanderungen, Vortragsveranstaltungen, Meditationen und Kochkurse. Highlights in jeder Saison sind Ausstellungen, in denen jeweils Werke gezeigt werden, die sich mit dem Transzendenzbezug des Menschen auseinandersetzen. Durch die Urlaubserseelsorge werden die Menschen mit Themen konfrontiert, für die sie sonst keine Zeit haben.

Die Verkündigung des Glaubens ist immer mehr als Predigt und Katechese, mehr als Wissens- und Kenntnisvermittlung. Sie geschieht in den unterschiedlichen Räumen des Lebens und sucht den Menschen dort auf, wo er zu Hause ist. Gott will das Heil aller Menschen und gibt seiner Kirche den missionarischen Auftrag, die Menschen aufzusuchen und ihnen mitzuteilen, dass sie von Gott geliebt und in sein Reich berufen sind.

(Zeit zur Aussaat 13)

Früher haben Kurverwaltungen nicht mehr geboten als Luft und Landschaft und die Kirchen haben ihre Gottesdienste abgehalten. Seit geraumer Zeit muss jede Kurverwaltung ein gewaltiges Programm auf die Beine stellen, um den Erlebniswert des Ortes zu steigern: Inlineskaten auf dem Deich, Feste aller Art und seit einiger Zeit dies auch mit erheblichen Anleihen auf dem religiösen Markt. Kennzeichnend für die allgemeinen Angebote ist ihre Wechselhaftigkeit und Kurzlebigkeit. Nicht nur als Initiator von gemeinsamen Freizeitaktivitäten, sondern auch in der Thematisierung der religiösen Dimension des Lebens ist die Kirche nur ein Anbieter unter vielen. Was in diesem Jahr enorme Teilnehmerzahlen zieht, ist im nächsten Jahr out. Diese Wechselhaftigkeit und Kurzlebigkeit geht einher mit den Veränderungen im Urlauberverhalten: weniger Stammgäste und kürzere Verweildauer.

ENGAGEMENT FÜR EIN EIGENES PROFIL *eigenes Profil*

Die Urlauberseelsorge der Kirche an der Küste entwickelt in dieser Situation ihr besonderes Profil. Völlig illusorisch wäre es, eine eigene kirchlich verfasste touristische Erlebniswelt aufzubauen. Vielmehr zeigt die Urlauberseelsorge missionarischen Geist – sie wendet sich den Menschen zu, so wie sie sind und in welcher Situation sie sich gerade befinden. Sie vereinnahmt die Menschen nicht, sondern akzeptiert ihre Bedürfnisse nach Angeboten, bei deren Wahrnehmung sie anonym bleiben können, die sie zu nichts verpflichten und für die sie keine Vorkenntnisse und Vorerfahrungen brauchen, um überhaupt dabei sein zu können. Urlauberseelsorger und -seelsorgerinnen machen nicht alles – aber was sie machen, machen sie gut. Sie machen das, was die Kirche gut kann.

Gegen die vielfach als schmerzlich empfundene „Abzockermentalität“ will die Urlauberseelsorge die Erfahrung ermöglichen, dass es ein Leben jenseits ökonomischer Regelmechanismen gibt. Urlauberseelsorge will

spürbar machen, dass die Kirche keine wirtschaftlichen Interessen hat. Die Begegnung mit der Kirche ist eine „Umsonsterfahrung“. Höchstens wird Geld zur Deckung der Unkosten erbeten.



Bei Veranstaltungen merken die bisweilen zufälligen Gäste, dass hier nicht nur organisiert wird, sondern dass hier lebendige Menschen mit im Spiel sind, die wichtige Fragen des Lebens thematisieren. „Was für einen selber wichtig ist“, darf in der Urlauberseelsorge keine Randfrage sein oder als ein peinlicher Ausrutscher empfunden werden. Nicht alles und jedes wird mit einer Kraftanstrengung von existenzieller Tiefe versehen; es handelt sich nicht um die Verpackung mit der existenziellen Masche, sondern um Konzentration auf diejenigen Aktivitäten, die wirklich existenziell relevant sind.

Die sogenannten niedrigschwelligen Angebote, die auf den ersten Blick für die Kurgäste mit beliebigen Angeboten der Kurverwaltung oder des religiösen Marktes verwechselt werden können, sind gerade wegen ihrer Niedrigschwelligkeit und Offenheit eine Möglichkeit für die Veranstalter, im Laufe einer Veranstaltung durch persönliches Engagement Profil zu erarbeiten und zu entwickeln. Niedrigschwelligkeit und angstfreien Zugang zu ermöglichen, bedeutet gerade nicht Profillosigkeit, sondern im Gegenteil: In solchen Situationen Profil zu zeigen, ist eine ungleich größere Anstrengung, als wenn dieses durch den Ort oder das Thema institutionell gesichert wäre.



im Zustandekommen von Veranstaltungen auszuhalten. Im Urlaub gibt es keine oder sehr gering vorgegebene Zeitstrukturen. Die Menschen

entscheiden sich sehr spontan, von einem Tag zum anderen, von einem Augenblick zum nächsten, was sie tun wollen. Ist am Nachmittag für eine Abendveranstaltung nach aller Erfahrung ein volles Haus zu erwarten, weil es Bindfäden regnet, so kann um 20.00 Uhr die Kurhalle lediglich mit

einer bescheidenen Gruppe von 20 Personen bestückt sein – vielleicht weil eine Stunde vorher der Himmel aufbriss und die Nordsee in eine wunderbar gleißende Abendsonne getaucht ist. Das erfordert eine eigene Haltung, eine eigene Standfestigkeit und ein Überzeugtsein vom eigenen Anliegen. Vielleicht ist die Urlauberseelsorge in diesem Sinne der Ort, an dem Seelsorgerinnen und Seelsorger eine besondere Spiritualität und Glaubensgewissheit gewinnen können.

DIE HERAUSFORDERUNG DER WECHSELHAFTIGKEIT *Die Herausforderung*

Die größte Herausforderung für die Urlauberseelsorge besteht für alle Beteiligten darin, den permanenten Wechsel und die große Zufälligkeit

Kommunikations- KOMMUNIKATIONSBEREIT- SCHAFT Bereitschaft

Urlauberseelsorgerinnen und -seelsorger brauchen die Fähigkeit, auf extreme Wechselhaftigkeit in der sozialen Situation eingehen zu können, ohne selber ein Fähnchen im Wind zu sein. Nach knapp zwei Wochen ist das soziale Feld nahezu ausgetauscht und umgewälzt. Viel weniger als in sozialen Räumen höherer Konstanz kann man sich ein Bild machen von den Menschen, die kommen oder auf die man zugeht. Ob da ein kirchlich hochengagiertes Pfarrgemeinderatsmitglied oder ein kirchlich distanzierter Mensch, der sich zu Hause nie an die Kirche wenden würde, sich auf Begegnung einlässt – das kann man vorher nicht wissen. Man muss mit den Menschen sprechen und ihnen zuhören, wenn man wissen will, wer sie sind und was sie bewegt. Die Urlauberseelsorge erfordert hohe Sensibilität für den Anderen und hohe Kommunikationsbereitschaft. Und sie erfordert die Fähigkeit, in sehr kurzzeitigen Begegnungen das zu sagen, was zu sagen ist.

Die Ruhe und Gelassenheit in aller Widersprüchlichkeit des Lebens wird zu einer Grundhaltung, die die Christen dazu befähigt, in kritische Distanz zu allem zu treten, was man gemeinhin glaubt und lebt, was aber eine breitere und tiefere Schicht des Lebens zu behindern droht. Die Gelassenheit prägt auch die Souveränität des Sämanns, der aussät ohne Erfolg oder Misserfolg, Ernte oder Missernte vorauszuwissen. Das Wachsen und Gedeihen besorgt Gott selbst. Wer sich von diesem Geist der Gelassenheit beseelen lässt, wird deshalb auch nicht durch Misserfolge entmutigt werden.

(Zeit zur Aussaat 14)

Gemeinschafts- GEMEINSCHAFTSBILDUNG bildung

Wer bereit ist und auf die Wechselhaftigkeit und Zufälligkeit eingeht, ohne selbst schillernd und chameleonhaft zu sein, der macht nach den Erfahrungen der Urlauberseelsorgerinnen und -seelsorger bestimmt eine positive Erfahrung: Die Menschen wollen nicht anonym bleiben, sondern möchten aus der Anonymität herauskommen und -

in diesem Rahmen mögliche - verlässliche Beziehungen und Kontakte gestalten. In diesem Sinne kann ein Kochkurs zum Ort anfänglicher Gemeinschaftsbildung werden. Eine gastfreundliche Kirche, die auch gastfreundlich für Urlauber sein will, steckt an und stiftet Freundschaft und Verbindung zwischen den Menschen.

Immer wieder geschieht es, dass Menschen im Kontakt zur Kirche aus der Zufälligkeit und Wechselhaftigkeit aufbrechen und Kontinuitäten und „Minitraditionen“ stiften. Der Kochkurs „Zwischen Himmel und Erde“ endete mit der Verabredung zu einer Wiederholungsveranstaltung für die gleiche Gruppe, die sich dabei gefunden hat.

Viele Gemeinden an der Küste und auf den Inseln laden über Wochen oder gar Monate nach den Gottesdiensten die Kurgäste ein, sich untereinander und die Ortsgemeinde kennen zu lernen – absichtslos und umsonst. Sie ermöglichen die Kontrasterfahrung, dass Verlässlichkeit und Kontinuität in den Beziehungen allemal wichtigere Erfahrungen sind als kurzzeitige Erlebnisse und Events.

VERLÄSSLICHKEIT UND DIE SINNVOLLE EINHEIT DER URLAUBERSEELSORGE

Nur die Kirche, die selbst verlässlich ist, kann diese Erfahrungen ermöglichen. Sie zeigt ihre Verlässlichkeit in der Urlauberseelsorge darin, dass sie keine einmaligen Events veranstaltet, sondern die einzelnen Aktivitäten in einem organischen Zusammenhang stehen. Von jeder Veranstaltung, in der man unter Wahrung seiner Anonymität einmal aus Neugierde hineinschaut, gibt es Übergänge zu und Zusammenhänge mit anderen. Die Leute werden nach einem geistigen oder geistlichen Impuls nicht einfach stehen gelassen. Die Ausstellung „Grenzen zur Unendlichkeit“ z.B. wurde begleitet von Gesprächsrunden und Führungen. Identitätsmerkmal der Urlauberseelsorge ist die sinnvolle Einheit und der Verweisungszusammenhang vieler einzelner Aktivitäten – deren Zentrum das Geheimnis der befreienden Präsenz Gottes in der Geschichte der Menschen ist, das die Christen an jedem Sonntag in der Eucharistie feiern.



KATHOLIKEN FÜR ALLE

ERFAHRUNGEN EINER GEMEINDE

Besonders die Haltung und Offenheit der Gastfreundschaft gehören zu den starken Zeichen des Lebens. Ein Kirchenlehrer im 3. Jahrhundert nach Christus wurde gefragt, wie jemand Christ werden könne, und erwiderte: „Ich nehme ihn ein Jahr als Gast in mein Haus auf.“ Die freundliche Aufnahme in unseren Gemeinden, Bildungshäusern und in vielen anderen kirchlichen Einrichtungen kann Besuchern und Besucherinnen Mut machen, nach dem Grund der Hoffnung zu fragen, die die Christen beseelt (vgl. 1 Petr 3,15). Verkündigung geschieht also wie von selbst, wenn Menschen nach dem Evangelium leben und handeln.

(Zeit zur Aussaat 17)

Die katholische St. Johannes-Gemeinde in Burg bei Magdeburg zählt rund 1.500 Mitglieder. Mit etwas über 20 % befinden sich Katholiken und Protestanten in Burg in einer Minderheitensituation. Der Anteil der Katholiken an der Bevölkerung liegt nur bei knapp 5 %. Die Stammgemeinde hat Nationalsozialismus und DDR-Regime überstanden. Das hat sie in dem Zusammenhalt und in der Treue zum christlichen Glauben bestärkt, wie es in einem Faltblatt der Gemeinde unter der Fragestellung „Wer sind wir?“ heißt. Die Gemeinde hat den Anspruch, offen zu sein für alle, die keinen Zugang zu christlichen Traditionen haben oder ihn im Laufe der DDR-Zeit verloren haben. Sie will eine Gemeinde sein, die an den sozialen und gesellschaftlichen Nöten nicht vorbei lebt. „Die Neuzugezogenen öffnen durch neue Fragen und Erfahrungen das Leben der Gemeinde“, wird dazu im Faltblatt erläutert.

RÄUME ÖFFNEN: *Räume öffnen*

Eine wichtige Möglichkeit, diesem Anspruch gerecht zu werden, sieht die Gemeinde in der Öffnung ihrer Räume für gesellschaftliche Gruppen und Privatfeiern aller Art. Zur Zeit nutzt sie dazu einen alten Pfarrsaal, der aber in keinem guten Zustand ist und dringend saniert werden muss. Geplant ist ein neues „Gemeinde- und Begegnungszentrum“, das sowohl den Gemeindeguppen als auch Verbänden, Gruppierungen und Aktionen zur Verfügung gestellt werden soll, die sich im gemeinnützigen oder sozialen Bereich engagieren. Dies versteht der Pfarrer der St. Johannes Gemeinde, Dr. Gerhard Nachtwei, als ein Dienst der Gemeinde an der Gesellschaft. Geplant ist im Gemeinde- und Begegnungszentrum außerdem ein Eine-Welt-Laden, den es in Burg noch nicht gibt.

Auch der dürftig ausgestattete alte Pfarrsaal wird oft von Gruppierungen

oder Privatpersonen angefragt, da er in der Stadt der einzige Raum ist, der 150 Leuten an Tischen Platz bietet. Der Saal wird in der Regel für einen symbolischen Betrag für Heizung u.ä. zur Verfügung gestellt. Gruppen oder Personen mit niedrigem Einkommen können ihn auch umsonst nutzen.

„EVANGELIUM NUNTIANDI“ AUF OSTDEUTSCH *nuntiandi*

Die Gemeinde will nach außen hin sichtbar machen, dass sie nicht eine Gemeinde von Katholiken für Katholiken ist, sondern eine Gemeinde von Katholiken für alle. Diese Offenheit auch gerade den Menschen in der Stadt Burg und der Umgebung gegenüber ist für Pfarrer Nachtwei eine Übersetzung des bekannten Konzilswortes, das die Christen auffordert, Freude und Leid und Hoffnungen und Ängste der Menschen



mitzutragen und zu teilen. Er versteht die Öffnung der Gemeinderäume als ein niederschwelliges Angebot. Nach seiner Erfahrung sind viele Leute sehr ängstlich, überhaupt die Schwelle der Kirche zu betreten oder sie gar zu überschreiten.

Die Reaktionen der Menschen, die auf diese Weise oft erstmals mit der Kirche in Kontakt kommen, sind überraschend. Pfarrer Nachtwei hat inzwischen einen typischen Dreischritt ausgemacht. Nahezu alle, die erstmals einen kirchlichen Raum betreten, sagen anschließend:

„Es ist ja eigentlich ganz schön bei euch“. Nach einiger Zeit folgt oft der zweite Schritt, den einige so ausdrücken: „Das ist ja gar nicht so dumm, was ihr da macht; das hat ja einen Sinn.“ Nicht selten folgt darauf der dritte Schritt: „Das ist vielleicht auch etwas für mich, was ihr da tut.“ Pfarrer Nachtwei sieht darin eine gewisse Parallele zu den Stufen der Evangelisierung, die das Apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“ beschrieben hat: „‘Evangelii nuntiandi’, auf Ostdeutsch buchstabiert.“

Festigt sich ein solcher Kontakt zwischen Nichtchristen und der Kirche,

dann erlebt Pfarrer Nachtwei oft bewegende Gespräche. Menschen sagen dann, nachdem das Eis gebrochen ist, dass sie gar nicht ungläubig seien, sondern schon an „etwas“ glaubten. Doch sie hätten noch nie darüber gesprochen. Eine Frau sagte einmal, sie spreche jetzt das erste Mal über ihren Glauben, sie sei sehr aufgeregt und wisse nicht, wie sie sich ausdrücken solle. Aber sie habe den Eindruck, dass sie irgendwie durchs Leben geführt werde.

Offene OFFENE KIRCHENNACHT Kirchennacht

Gute Erfahrungen damit, die Räume der Kirche für Nichtchristen zu öffnen, hat die St. Johannes-Gemeinde bereits vielfach gemacht. Vor allem auch mit der Öffnung eigener kirchlicher Feiern für Nichtchristen. So z.B. bei der ersten „offenen Kirchennacht“, die die Gemeinde anlässlich der 1050-Jahr-Feier der Stadt Burg am 03. Oktober 1998 durchführte.

Während dieser Veranstaltung traten u.a. eine afrikanische Trommlergruppe, eine russische Musik-, Tanz- und Gymnastikgruppe sowie eine Jugendband mit Taize-Gesängen auf.



Die Kirchennacht fand teilweise auf einer Bühne vor der Kirche und im Kirchenraum selbst statt. Pfarrer Nachtwei erzählt von der Sorge, dass die Besucher nach dem Programm auf der Bühne nicht mehr in

die Kirche mitkämen. Etwa zwei Drittel der Menschen, die die Kirchennacht besuchten, gehörten nicht zur Gemeinde. Aber die Sorge war unberechtigt. „Die kamen alle mit und blieben volle vier Stunden, von 20.00 bis 24.00 Uhr.“

Die offene Kirchennacht wird mittlerweile jährlich in Burg veranstaltet. Im letzten Jahr fand am darauffolgenden Sonntag die Firmung durch den Bischof statt. Die Befürchtung stand im Raum, dass der Kirchenraum dann noch nicht so aufgeräumt und gesäubert sei, wie es sonst der Fall ist, wenn der Bischof zu Besuch kommt. Aber es fanden sich genug Leute, die noch in der Nacht und am frühen Sonntagmorgen die Kirche in Ordnung brachten. Im Übrigen ist es Pfarrer Nachtwei lieber, dass der Bischof in einen

Kirchenraum kommt, in dem Spuren des Lebens noch erkennbar sind.

Gute GUTE ERFAHRUNGEN AUS DER WENDEZEIT

Eine sehr bewegende Erfahrung mit der Öffnung von Kirchenräumen hat Pfarrer Nachtwei in der sogenannten Wendezeit erlebt. Damals hatten die katholischen Gemeinden der Stadt Magdeburg ihre Räume sehr früh den oppositionellen Gruppen für ihre Aktivitäten zur Verfügung gestellt. Diese nutzten nicht nur die Straße zur Demonstration ihres politischen Willens, sondern sie brauchten öffentliche Räume, um diesen Willen zu bilden und um politische Programme zu erarbeiten. Es trafen sich in Räumen von katholischen Gemeinden Wirtschaftskreise, Menschenrechtskreise, Bildungskreise u.a. mehr.

Pfarrer Nachtwei erinnert sich noch gut an die anfängliche Skepsis des damaligen Magdeburger Bischofs Johannes Braun, nicht nur Gemeinderäume zur Verfügung zu stellen, sondern auch die Kirchenräume selbst. Sie seien sakrale Räume,

wandte Bischof Braun ein, die nicht für Diskussionen und politische Appelle geeignet seien. Doch mit der Zeit setzte sich die Einsicht durch, dass es einfach keine anderen Räume gab, die die großen Menschenmassen bei den Friedensgebeten aufnehmen konnten. Im Übrigen, so Pfarrer Nachtwei, sei die Anbetung Gottes nicht von der gegenwärtigen Not der Menschen zu trennen. Bischof Braun gehörte später zu denen, die in ungewohnter Offenheit die politischen Verhältnisse in der damaligen DDR kritisierten.

Heute sind die damaligen oppositionellen Gruppen wieder aus den Räumen der Kirche verschwunden. Aber es bleibt die Erfahrung, dass die Öffnung der kirchlichen Räume eine wichtige Rolle bei der friedlichen Revolution gespielt hat, die zum Zusammenbruch des DDR-Regimes führte.

Christliche CHRISTLICHE GASTFREUNDSCHAFT

Die Öffnung von kirchlichen Räumen für alle ist ein Zeichen christlicher Gastfreundschaft. Doch Pfarrer Nachtwei betont, dass die Öffnung

der Räume alleine nicht ausreicht. Sie müssen immer von einer bestimmten Atmosphäre geprägt sein, die durch Menschen bestimmt wird. Hier ist das bewusste Zugehen auf die Menschen wichtig. Viele werden zur Kirche finden. Aber das geschieht nicht naturwüchsig. Menschen bilden dann die kirchliche Gemeinschaft, wenn man Freud und Leid miteinander teilt.

Die St. Johannes-Gemeinde tut sich damit noch etwas schwer. Manche lieben doch noch sehr die Geschlossenheit der Gruppe, das „Kuschelige“, und mögen nicht allzu viel Offenheit. Viele wissen einfach nicht, wie sie das Aufeinander-Zugehen machen sollen. Doch nach den bisherigen offenen Kirchennächten erkennt der Pfarrer der St. Johannes-Gemeinde schon eine deutliche Veränderung. Immer mehr Gemeindemitglieder stellen fest, dass durch Begegnungen etwas Neues entsteht.

Die Öffnung von Kirchenräumen für alle ist ein kleiner Schritt. Man sollte nicht zuviel davon erwarten oder erhoffen. Aber es sind immer wieder die kleinen Schritte, aus denen das Leben besteht und die eine Entwicklung nach vorne bringen.

VORBEHALTLOS OFFEN

CITYPASTORAL II

1989 hat das Generalkapitel der Dominikaner die „Katechese in einer entchristlichten Welt“ zu einer der vier Prioritäten des Ordens weltweit erhoben. In den Kapitelsakten heißt es dazu: „In den industrialisierten Gesellschaften lassen die Lebensformen für den Glauben wenig Raum und reduzieren ihn zur Privatsache“.

Cityreligiosität **CITYRELIGIOSITÄT** **UND INKULTURATION** *und Inkulturation*

In der Konsequenz gewinnt der „Sektor diffuser Katholizität“ zunehmend an Bedeutung. Sein Kennzeichen ist eine sehr weit fortgeschrittene religiöse Individualisierung. Jedoch sind auch partielle Berührungspunkte mit der institutionell verfassten Kirche, speziell in Zusammenhang mit den sogenannten Übergangsriten an den Lebenswenden Heirat, Geburt, Tod zu registrieren.



Die in diesem Sektor praktizierte Religiosität orientiert sich wesentlich an dem, was für die eigene Lebens- und Konfliktbewältigung als subjektiv plausibel und nützlich angesehen wird. Das entsprechende religiöse Interesse ist oftmals ästhetischer oder psychologisch-therapeutischer Art. Der Kölner

Theologe Hans-Joachim Höhn hat den hier skizzierten Sektor – zumindest große Teilbereiche betreffend – als „City-Religion“ bezeichnet.

Auf diese Situation gilt es produktiv zu reagieren, soll nicht das resignative, allzu oft reaktionär sich gebärdende Lamento, das der ‚guten alten Zeit‘ nachtrauert, zum einzigen kirchlichen Verkündigungsinhalt im Kontext der „Zweiten Moderne“ (Ulrich Beck) werden. Inkulturation in die skizzierten Mentalitäten und Strukturen ist von einer urbanen Seelsorge heute gefordert. Eine Chance dazu bietet – so die Erfahrung aus Düsseldorf – die Nutzung des Kirchenraumes, in dem sowohl ein Passieren als auch ein Innehalten möglich werden.

EIN OFFENES STADTKIRCHEN-PROJEKT IN DÜSSELDORF *Projekt*

Inmitten der Düsseldorfer Altstadt liegt die Andreaskirche. Dort haben die Dominikaner 1991 ihr Cityseelsorge-Projekt begründet; es trägt den Namen „Sankt Andreas – Offene Kirche der Dominikaner“. Als im

realen wie übertragenen Sinne offene Kirche lädt das kunst- und stadt-historisch interessante Gebäude – es handelt sich um die ehemals von Jesuiten betreute kurfürstliche Hofkirche des Hauses Pfalz-Neuburg (erbaut 1622-1629) – alle Interessierten ganztätig zum Besuch ein. An Werktagen und Wochenenden (nachmittags, zum Teil bis in die Abendstunden hinein) stehen im Kirchenraum zwei oder drei Mitglieder eines Empfangsteams allen Besucherinnen und Besuchern als Ansprechpartner zur Verfügung. In Anlehnung an das in französischen Innenstadtkirchen praktizierte Modell des „accueil“ suchen die in der Equipe mitwirkenden Frauen und Männer einschließlich der am Projekt beteiligten Dominikaner auf die vielfältigen und recht differenten Interessen der Besucher einzugehen. ‚Accueil‘ heißt wörtlich übersetzt ‚Empfang‘, ‚Aufnahme‘: Gemeint ist damit der Versuch, als einzelne und als Kommunität sich so zu verhalten, dass man ohne Vorbehalt für die anderen da ist, für sie offen ist und sich ihnen öffnet. Das bedeutet die Bereitschaft zur Präsenz, zum Hören, zur Solidarität mit dem und den Fremden, und zwar ohne den Hintergedanken der Vereinnahmung.

Die Erfahrungen aus nunmehr zehn Jahren der Arbeit können wie folgt zusammengefasst werden: Unzählige Menschen kommen in die Düsseldorfer Andreaskirche – sei es für ein stilles Gebet, sei es zur Besichtigung des kurfürstlichen Mausoleums, sei es allein aus ‚Neugierde‘. Neben der ersten Kontaktaufnahme im Foyer des Kirchenraumes und neben der Einladung zum Gespräch stehen den Besucherinnen und Besuchern noch weitere Hilfen offen, z. B. Angebote zur geistlichen Begleitung, Beratungsangebote rund um das Geld oder zu Erziehungsfragen. Mit diesem umfassenden ‚accueil‘ wollen die beteiligten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – sie rekrutieren sich aus einigen Altstadtbewohnern, Mitgliedern der dominikanischen (Laien-) Gemeinschaften und der Gottesdienstgemeinde sowie uns Dominikanern – suchenden Menschen hilfreichen Beistand in den Wechselfällen des Lebens bieten. Konkret: „Sie haben ein offenes Ohr, sind einfach da für Passanten, die zufällig oder zielbewusst in die Kirche kommen. Ein Gespräch mit dem eleganten Touristen, eine kleine Führung mit der

Das Bedürfnis nach Religion ist vielfältig und mancherlei Wandlungen unterworfen. Es gehört zum Menschen und ist in sein Innerstes eingestiftet. Wir können beobachten, dass viele Menschen sich durchaus religiös orientieren wollen und in den vielfältigen Angeboten einer sich rasch wandelnden Gesellschaft ihr Religionsbedürfnis sättigen. Freilich, immer weniger halten sich die Einzelnen an vorgegebene Muster. Sie entwerfen ihr Leben selbst. Die sogenannten „Patchwork-Biografien“ haben ihr Gegenstück in den selbst „gebastelten“ Religionen, die aus ganz unterschiedlichen Elementen wie bei einem Flickenteppich zusammengefügt werden. Der religiöse Glaube, in welcher Weise auch immer, wird als eine ausschließlich private Angelegenheit betrachtet. Umso mehr liegt es an den Christen, die Spuren von Gottes Gegenwart in ihrem Leben und in der Welt aufzuspüren und die Mitmenschen darauf hinzuweisen.

(Zeit zur Aussaat 8)

Hausfrau nach dem Einkauf, einige Worte mit dem ungewaschenen Stadtstreicher, ein helfendes persönliches Gespräch oder eine Beichte.“ (W. Sieffert)

Die Erfahrungen bislang zeigen: Trotz der Vielzahl der in Düsseldorf schon bestehenden Angebote stößt die Einladung zum Gespräch in Sankt Andreas auf Resonanz. Dabei suchen die meisten Menschen in der „Offenen Kirche“ nicht primär die professionelle Fachberatung, sondern eher das Gespräch über persönliche Sinnfragen.

ZUWENDUNG GOTTES ZUR WELT *en passant*

Ein solches Angebot setzt „niederschwellig“ an, kann über ein einladendes personales Angebot Berührungspunkte abbauen, um so suchenden Menschen neue Begegnungsorte zu eröffnen. Den Interessierten selbst wird es überlassen, wie weit sie sich auf Nähe einlassen oder Distanz wahren wollen. Mit diesem Ansatz bewegt sich eine urbanitätsbewusste

Pastoral wesentlich in der Tradition des Nazareners, sind doch im Fundus der Evangelien immer wieder Geschichten zu entdecken, die von

punktuellen, spontan sich ergebenden Begegnungen zwischen einzelnen Menschen und Jesus erzählen. Gerade „auch in diesen Momenten uneigennütziger Zuwendung zum Nächsten liegt der ‚Kairos‘ der unverstellten Zuwendung Gottes zur Welt. Wie in den Evangelien nachzulesen ist, verstand es der Wanderprediger Jesus sehr gut, in Kurzgeschichten und heilsamen, punktuellen Kontakten das Wesentliche seiner Sendung unverkürzt zur Geltung zu bringen.“ (H.-J. Höhn)



Will Kirche nicht in unzulässiger Weise die vielen und differenten Formen der Menschen- und Gottesbegegnung einschränken, dann darf, mehr noch, dann muss auch die *en passant* sich ereignende zwischenmenschliche und religiöse Kontakt-

aufnahme in eine missionarische Stadtpastoral integriert werden. Nur so wird Kirche auch im dritten Jahrtausend zukunftsfähig sein.

„GOTT IST UNTERWEGS ZU UNS“

DAS PILGERHEILIGTUM

ENTSTEHUNGSGESCHICHTE UND INTENTION

intention

Das „Projekt 2000 – Pilgerheiligtum“ ist eine pastorale Initiative der internationalen Schönstattbewegung, die Wege aufzeigt und Hilfen anbietet, um das Evangelium im Alltag wirksam werden zu lassen. Die Initiative „Pilgerheiligtum“ geht auf den brasilianischen Familienvater Joao Luiz Pozzobon zurück. In Deutschland begann sie mit dem Christusjahr 1997 als Vorbereitungsweg auf das große Christusbjubiläum im Jahr 2000.

Der biblische Begriff Heiligtum meint einen Ort der besonderen Gottesnähe und Gottese Erfahrung. Viele sagen zur Gnadenkapelle der Muttergottes von Schönstatt „Heiligtum“, weil sie dort erfahren haben: Gott ist ihnen nahe, er liebt sie und begleitet ihr Leben. In der Gnaden-

kapelle von Schönstatt befindet sich ein Marienbild. Das ist nun - in großer Zahl vervielfältigt - seit dem Hl. Jahr an vielen Orten in Deutschland unterwegs. Es macht die Wohnungen und Häuser der Menschen, die es bei sich eine kurze Zeit oder in regelmäßigen Abständen aufstellen, selbst zu Heiligtümern.

Manchmal wird das christliche Brauchtum in Familie und Gemeinde übersehen oder man schätzt es gering. Und doch wird dort erlebnismäßig vertieft, was unser Glaube ist. Die Kirche will die Botschaft des Evangeliums und die Geheimnisse des Glaubens im Laufe des Jahreskreises immer neu erlebbar machen. Sie führt Menschen aller Bildungsstufen und Gesellschaftsschichten, Erwachsene wie Kinder, durch große und kleine Feste in das Geheimnis der Erlösung ein. ... Auf diese Weise kann sich dann aus der Verbindung von Glaube und Leben eine christliche Alltagskultur entwickeln, die Menschen prägt und die sogar noch gepflegt wird, wenn die Bindung an Glaube und Kirche lockerer wird.

(Zeit zur Aussaat 31f)



Im Bild aus der Gnadenkapelle ist Gott durch Maria unterwegs zu den Menschen in ihren Häusern und Wohnungen. Sie geht mit den Menschen den Pilgerweg des Glaubens.

Am Ende des Hl. Jahres waren in den deutschen Diözesen 3.216 Pilgerheiligtümer unterwegs an 1.059 Orten. Das Projekt wird auch im dritten Jahrtausend fortgesetzt und mit neuen Varianten verwirklicht. So ist aus der Initiative ein großer Besuchsdienst geworden, bei dem Christen mit dem Pilgerheiligtum Neuzugezogene, Alleinstehende, Kranke, Sterbende oder Ausgegrenzte in ihrer Umgebung besuchen.

ZUR DURCHFÜHRUNG

Zur Durchführung

Etwa sieben bis fünfzehn Personen oder Familien bilden einen Pilgerkreis. Sie nehmen jeden Monat für zwei bis vier Tage Jesus und Maria

im Pilgerheiligtum als Gäste des Hauses auf. Ihr Besuch lädt ein zum gegenseitigen Schenken: Freude, Geduld, Wohlwollen, Vertrauen, Verzeihen und anderes mehr.

Der Ein- und Ausstieg ist jederzeit möglich, es gibt keine Verpflichtungen.

Ein Begleitbuch gibt Anregungen, z. B. für Augenblicke der Stille, des persönlichen und gemeinsamen Betens.

Eine Begleitperson aus dem Kreis ist jeweils für ein Jahr Ansprechpartner oder Ansprechpartnerin. Sie koordiniert den Weg der pilgernden Gottesmutter bei den Einzelnen und ist Verbindungsglied zur Gemeinde sowie Kontaktstelle für das Projekt-Team in Schönstatt. Von dort erhält sie für ihren Kreis in Abständen Impulse, z. B. für Adventsstunden, Maifeiern, Anregung zur Gestaltung der Weihnachtszeit und Erstkommunion in der Familie.

Das Einverständnis des zuständigen Orts Pfarrers ist Voraussetzung für den Beginn der Initiative. Er wird über die Entwicklung des Projekts durch die Begleitperson informiert.

Ein Pilgerheiligtum kann nicht gekauft werden, es wird zur Verfügung gestellt. Wenn ein Kreis über einen längeren Zeitraum auf unter sieben Teilnehmer zurückgeht, bzw. wenn ein Pilgerbild nicht im Monatsrhythmus wandert, geht es zurück an das Sekretariat des Projekts.



Chancen CHANCEN FÜR EINE EVANGELISIERENDE PASTORAL

Die Weitergabe des Marienbildes in Familien und Gemeinden erreicht zahlreiche Menschen, die durch den Besuch der Gottesmutter in ihrem Alltag die Freude am Glauben neu entdecken und einüben.

Maria schafft ein Klima, damit Gott ankommen kann im Stress des Alltags

„Bei uns gibt es einen terminfreien Abend, wenn das Pilgerheiligtum kommt. Terminfrei heißt für uns auch fernsehfrei. Bisher ist es meinem Mann und mir nahezu immer gelungen.“

„‘Warum bringst du sie denn schon wieder fort, kann sie denn nicht länger bleiben?’ fragte eines meiner Kinder. Wenn die sechsjährigen Drillinge die Tasche vom Pilgerheiligtum sehen, dann holen sie manchmal schon die Kerze herbei, die wir immer vor dem Bild der Muttergottes anzünden. Ich merke, dass sie sich darüber freuen.“

„Alle vier Wochen klappt es, aber sonst schaffe ich es kaum, mit den Kindern zusammen am Morgen zu beten. Doch wenn die Muttergottes bei uns ist, dann probieren wir es. Ich denke, dass dies ein guter Anfang ist.“

Maria schafft ein Klima, in dem (Ver-)Bindungen wachsen

„Erst nach einigem Zögern sprach ich die junge Frau mit dem zwei-

jährigen Kind an, ob sie schon etwas vom Projekt 2000 gehört hätte. Sie interessierte sich und lud mich ins Wohnzimmer ein. Im folgenden Gespräch flossen viele Tränen. Sie erzählte von einer großen Enttäuschung durch ‚fromme Leute‘. Aus diesem Grund würden ihr Mann und sie selbst keinen Gottesdienst mehr besuchen. Manchmal würde sie mit der Kleinen in die Kirche gehen, aber nur, wenn niemand da ist. Etwas zögernd sagte sie am Ende des Gesprächs, dass sie mit ihrem Mann sprechen will, ob sie mitmachen möchten. – Nach einigen Tagen kam die Antwort: ‚Wir nehmen die Maria gerne als Gast auf und hoffen, dass es ihr bei uns gefällt.‘ Inzwischen sind mehrere Wochen vergangen. Ab und zu sehe ich die junge Frau mit ihrem Kind auf der Straße, dann sprechen wir ein paar Worte miteinander. Ich habe den Eindruck, die Wanderschaft der Muttergottes tut ihnen gut.“

„Wir haben nun Anschluss an die Pfarrgemeinde bekommen. Vor vier Jahren bin ich mit meiner Familie zugezogen. Richtige Kontakte zu anderen haben sich erst ergeben,

seitdem wir beim Projekt Pilgerheiligtum mitmachen.“



Maria schafft ein Klima, das zum Aufbruch bewegt

„Es ist das erste Mal, dass jemand von der Kirche zu uns kommt“, sagten mir einige aus der Umgebung,

als ich sie besuchte, um sie für das Projekt Pilgerheiligtum zu gewinnen. Überall fand ich offene Türen. So ergaben sich gute Gespräche, wenn auch nicht alle mitmachen wollten.“

„Mein Kinderwagenapostolat ist das Pilgerheiligtum. Bei schönem Wetter bin ich mit dem Kinderwagen unterwegs. Ich treffe bekannte und unbekannte Mütter mit ihren Kindern. Ein Wort gibt das nächste, und irgendwann sprechen wir über das ‚Projekt 2000 – Pilgerheiligtum‘. Auf diese Weise sind einige Pilgerkreise mit jungen Familien entstanden. Viele haben keine regelmäßige Anbindung an die Kirche. Durch das Pilgerheiligtum sind sie doch in das Leben der Pfarrgemeinde eingebunden“.

MÖGLICHKEITEN, DAS PROJEKT ZU ÜBERTRAGEN

Möglichkeiten

Das Projekt Pilgerheiligtum ist vergleichbar mit einem alten christlichen Brauch, der vor allem in den Alpenländern bekannt ist: dem Frauentragen. Mit Beginn des Advents wird in Erinnerung an die Herbergssuche eine Marienstatue von Haus zu Haus getragen. Sie wird von einer Familie für einen Tag und eine Nacht beherbergt und dann an eine andere Familie weitergegeben. Die Statue wird dabei an einem bevorzugten Platz aufgestellt, z. B. im Herrgottswinkel. Und regional unterschiedlich wird die Figur entweder am Sonntag vor Weihnachten oder am Weihnachtsabend selbst in die Kirche gebracht.

Menschen, die wenig Zugang haben zu einer marianischen Frömmigkeit, können neue Formen christlichen Brauchtums entwickeln, die der Zeit und den gesellschaftlichen Gegebenheiten entsprechen: zum Beispiel die Weitergabe eines Symbols der Versöhnung in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz.



AN DEN TÜREN DER LEUTE

STERNINGERAKTION

Den Brauch gibt es schon lange, unterschiedlich hier und da. Zur „Aktion Dreikönigssingen“ gebündelt wurde er erst vor etwa 45 Jahren. Das Kindermissionswerk/Die Sternsinger und der Bund der Deutschen Katholischen Jugend begleiten, organisieren und verwalten die Bewegung, die sich eindrucksvoll ausgeweitet hat.

In ihrer langen Geschichte bis heute war es ein Plus der katholischen Kirche, dass sie kreativ und vital viele Symbole und Bräuche hervorgebracht hat oder für sich umgestaltete, in denen sie „gaudium et spes“, ihr Lebensgefühl und ihre Hoffnung, auszudrücken wusste. Vorschnell sind Zeichen belächelt und abgetan worden. Schon längst wurden sie wiederentdeckt, nicht zuletzt in der kirchlichen Jugendszene. Wallfahrten boomen und das Licht wird weitergereicht, das aus Altenberg, das aus Bethlehem. Zeichen nicht nur für fromme Insider. Sie lassen manche Menschen

unserer Tage aufmerken und machen vielleicht sogar neugierig, was da wohl „dahinter steckt“.

Das Sternsingen hat einen besonderen Platz: In der „Funkstille“ nach Weihnachten, wenn der vorangehende glitzernde Rummel verschlissen ist, in Überdruß und Müll versunken, meldet es sich frisch und unverbraucht. Nicht als „Nachhut“ des Festes, sondern als Auftakt zu einer neuen Wegstrecke, mit einer einmaligen Jahreszahl. Wenn draußen alle winterlich frieren, trotzen die Kinder der Kälte mit einem farbigen, fröhlichen Akzent. Wie gut, dass ein plumpes, plattes Marketing dieses Motiv noch nicht an sich gerissen hat! Denn die vielfache, oft geschmack- und gedankenlose Vermarktung christlicher Symbole ist zugleich ihr Ausverkauf. Sie macht es schwer, Zeichen und Bräuche katechetisch, missionarisch neu zu erschließen.



KINDER ALS ÜBERBRINGER EINER BOTSCHAFT



Die sich als „drei Könige“ verkleiden und mit dem Stern losziehen, sind meistens Kinder. Das Dreikönigssingen ist die weltweit größte Bewegung von Kindern für Kinder. Damit ist auch schon das Grundprinzip genannt: „Kinder für Kinder“. Wie eine Programm klingt das Lied von Daniela Dicker (Berlin): „Kinder helfen Kindern, und ich bin dabei.“ Es ist die Kernidee des in Aachen gegründeten Kindermissionswerkes von Anfang an: Kinder können für die Welt von heute selbst etwas tun, damit auch für die Welt von morgen. Diese Botschaft

der Sternsinger ist schlicht und einleuchtend. Sie öffnet Herzen und Hände.

Damit ist eine Verantwortung angesprochen, die noch weiter geht und nicht aus dem Blick geraten darf. Die Freude am Auftauchen von Kindern darf nicht in einem Anflug erster Faszination stecken bleiben. „Kinder sind immer in“, sagte der Vertreter eines kirchlichen Hilfswerkes ganz richtig. Nicht nur die Werbung hat das im Konzept. Viele rein humanitäre, aber auch kirchliche Hilfsaktionen zeigen auf ihren Plakaten unentwegt Kindergesichter; fröhliche, traurige, elende Kinder „ziehen“ immer. Darin steckt eine Versuchung, sie zu instrumentalisieren. Das darf nicht sein, selbst für noch so gutgemeinte „missionarische“ Zwecke nicht.

Die Verantwortlichen der Aktion Dreikönigssingen von der Bundesebene bis in die Pfarreien hinein nehmen diese Verantwortung ernst. Es bleibt nicht beim Basteln von Kronen und dem Anmalen des „Schwarzen“, beim Eintrimmen eines Liedes und Spruches und der Einführung in den Gebrauch der

Spendenbüchse. Viel gefragte Aktionsimpulse, Hintergrundinformationen, Hörbeispiele und optische Hilfen werden jedes Jahr neu erarbeitet und in alle Himmelsrichtungen versandt. Jährlich richtet sich auch der Blick auf die Situation der Kinder in einem bestimmten „Beispielland“. Es ist nicht identisch mit den Projekten, denen weltweit der Ertrag des Dreikönigssingens zugute kommt. Konkret hinzuschauen, ist einfach lehrreicher und wirksamer als „Allerweltsappelle“. Die Kinder bei uns entdecken die Kinder in einer anderen Region der Erde, und das verbindet sich jeweils mit einer bestimmten Herausforderung.

2001 lautete das Thema in der Zulusprache „Funduzenzele“ („Lernen und Handeln“). 2002 wird es, mit Blick auf China, um „Heilende Hände“ gehen. Das heißt also: Die Mädchen und Jungen, die sich als Sternsinger auf den Weg machen, sollen auch in der Lage sein, „Auskunft zu geben“ über das, was sie tun und wofür. Auf jeden Fall muss, bevor sie die

Türen der Leute erreichen, die Situation ihrer kleinen Schwestern und Brüder irgendwo auf der Welt bei ihnen „angekommen“ sein und sie deshalb „bewegen“.

Schlüssel für EINE GESCHICHTE ALS die Zukunft SCHLÜSSEL FÜR DIE ZUKUNFT



Was bringen die Sternsinger den Menschen in den Straßen ihrer Pfarrei, im Intercity oder auf den Fernsehschirmen? Zunächst ist es ein Segen: „Christus segne dieses Haus!“ (C+M+B) Das ist schon ein Testfall: Ist dieser Schriftzug aus Kreide nur nostalgisch, folkloristisch? Oder ist er sogar lästig, dass er anschließend besser wieder weggewischt wird? Oder ist es gar nicht möglich, ihn auf

einer blinkenden Alu-Tür anzubringen, es sei denn mit dem Trick einer Klebefolie? Diese Fragen haben durchaus eine Bedeutung im Blick auf „missionarische“ Situation überhaupt.

Mit dem Segen verbindet sich die Botschaft. Sie kommt zum Klingen im Lied der Sternsinger. Mehr noch aber in Stern und Königsgewand. Denn darin steckt die Erinnerung an jene alte Geschichte, die nun - mit aktueller Jahreszahl - von Kindern noch einmal „durchgespielt“ wird und für eine Spiritualität der Mission eindrucksvoll ist. Da kommen suchende Menschen aus der Ferne, aus einem anderen Kulturkreis. Sie haben Erfahrung darin, die „Sterne“, die Zeichen der Zeit, zu deuten und aktiv aufzugreifen. Sie machen sich auf den Weg, dem Stern ihrer Eingebung folgend, aber doch ins Ungewisse. Sie bringen ihre Gaben mit, ihr Wissen, ihre Schätze. Sie machen die etablierte, unbewegliche Szene im Zentrum von Macht und Religion, in Jerusalem, darauf aufmerksam, dass sich Neues ankündigt, schon geboren ist. Die Reaktion des Herodes ist bekannt: Er empfindet das Neue als bedrohlich, als Gefährdung seiner Macht, und will die drei Könige für sein Vorhaben instrumentalisieren, das Neue auszuschalten und zu liquidieren. Aber dazu geben sie sich nicht her - zu überraschend, zu beglückend ist die Begegnung, die ihnen widerfährt. Die Weisen sind

bereit, von einer ganz unerwarteten Antwort auf ihr Fragen in die Knie zu gehen. Sie sind von niemanden anderem ergriffen (vgl. Phil 3, 12) als vom „neugeborenen König“, dem Kind in Bethlechem.



Und jetzt beginnt die ursprüngliche Sternsingeraktion. Sie wird in der Glaubensgeschichte des Gottesvolkes immer wieder neu realisiert. Voll Freude im Herzen, dem Retter der Welt im wehrlosen Kind zu Bethlechem begegnet zu sein, ziehen die drei Könige heim in ihr Land. Es kann nicht anders gewesen sein: Sie haben davon erzählt, sie haben den Segen, den sie an der Krippe

empfangen haben, weitergegeben. Und bestimmt haben sie kein Haus und keinen Ort ausgelassen.

EIN SÄMANN ALS LEITFIGUR

Leitfigur

Wenn die Aktion Dreikönigssingen wieder einmal die Zielgerade erreicht hat, wollen natürlich viele - nicht nur die Presseleute, sondern auch die Beteiligten im Lande - möglichst bald wissen, ob sich der „Erfolg“ vom letzten Mal wieder eingestellt hat. Wenn ja, dann ist das eindrucksvoll und vor allem segensreich für die Unzähligen, denen die Aktion zugute kommt. Zugleich hören wir einen weisen Rabbi anmerken: „Erfolg ist keiner der Namen Gottes.“

Der geistliche Grundtext des Bischofswortes „Zeit zur Aussaat“ bekräftigt diese Einsicht durch das Gleichnis vom Sämann (Mk 4,3-9). Mögen wir tausendmal sagen können, dass die Mission der Kirche von Anfang bis heute in der Tat erforderlich war, bis an die Grenzen der Erde, werden wir doch bei allem

Bemühen, diese Verheißung Gottes an die Menschheit einzuholen und neu zu konkretisieren, die „Gelassenheit“, die „Souveränität des Sämanns“ üben müssen, „der aussät, ohne Erfolg oder Misserfolg, Ernte oder Missernte vorauszuwissen“. Die Sternsinger machen es vor. Oft genug bleiben Türen verschlossen. Der Erfolg „funktioniert“ nicht automatisch. Und schon gar nicht sollten wir Erwachsenen die Ausbreitung eines Rekordbazillus fördern, Erfolgsdruck zu erzeugen. Die Sternsinger haben etwas vom Geist des



Sämanns: Sie streuen ihre Botschaft auf „Gottes Ackerfeld“, die Welt, und freuen sich über jeden Halm, der die schwere Erdkruste aufbricht. Dass aber zugleich sich gerade in den letzten Jahren eine unglaubliche öffentliche Resonanz, ein Interesse auch auf ungewohntem Terrain aufgetan hat, passt ganz zu dieser Grundhaltung, „Salz der Erde“ zu sein, eine winzige Prise, die aber die Menschen

„auf den Geschmack bringt“, Saamenkorn zu sein, aus dem ein Baum wachsen kann für viele bunte Vögel.

GEMEINDE IM STADTTEIL

HERAUSFORDERUNG DES SOZIALEN RAUMES

Der Kirchturm von St. Peter in Duisburg-Marxloh erhebt sich über die dicht gedrängten Häuser des Stadtteils - von weitem sichtbar. Um das Kirchengelände ist eine Mauer gezogen, der Weg ins Pfarrbüro durch ein großes Rollgitter versperrt. Wer zum Pfarrer möchte, muss sich über eine Gegensprechanlage anmelden. Abschottung der Kirche und der Gemeinde gegenüber einem Stadtteil, der einen rapiden sozialen und materiellen Niedergang erleben musste.

Das war in den 70er- und 80er-Jahren, als im Stadtteil Duisburg-Marxloh ein Bevölkerungsaustausch seltenen Ausmaßes stattfand: Massenentlassungen der Thyssen-Hütte verursachten große Arbeitslosigkeit, die Kaufkraft sank und diejenigen, die es sich finanziell leisten konnten, zogen weg. Gleichzeitig erlebte der Stadtteil einen Zuzug all derjenigen, die preiswerten Wohnraum suchten: Sozialhilfeempfänger, Arbeitslose, Menschen aus gescheiterten Familiensituationen, ausländische Familien ... Die

Folge: In Marxloh ist überdurchschnittliche Armut mit all ihren psychosozialen Folgeerscheinungen tagtäglich und unmittelbar spürbar, das Zusammenleben von Ausländern (40 Prozent) und Deutschen ist alltägliche, manchmal spannungsgeladene Herausforderung.

Und die Gemeinde? Sie wusste sich damals nicht anders zu helfen als mit Abschottung gegen eine für sie immer fremder werdende Welt, einen für sie nicht integrierbaren sozialen Raum.

Rollgitter ROLLGITTER JETZT OFFEN

Anfang der 90er-Jahre kommt in die Gemeinde ein neues Pastoralteam (Pfarrer, Kindergartenleiterin, Mitarbeiter der Gemeindec Caritas). Zuerst bleibt das Rollgitter offen, dann wird der Kirchplatz erneuert mit einer bewussten baulichen Öffnung in den Stadtteil hinein, „Mauern“ fallen.

Die Gemeinde baut Nähe zu den Menschen auf, die in ihrem Lebensumfeld wohnen, sie will Kirche vor Ort - bei und mit den Menschen - sein und hat ein klares Ziel: Die Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi als eine befreiende und erlösende Botschaft gerade auch für die Menschen, die unter besonderer sozialer Benachteiligung leiden müssen. Soziales Engagement, Diakonie und Caritas rücken nach und nach in das Zentrum gemeindlichen und pastoralen Handelns.

Nur, wie können die Menschen des Stadtteils angesprochen, eingeladen werden, die bisher ausgeschlossen waren?

Ein Blick in den Kindergarten zeigt, wie auf „natürliche“ Weise Kontakt zu einem repräsentativen Teil der Marxloher Bevölkerung hergestellt werden kann: Ende 1993 wurden ehemalige und aktuelle Kindergarteneltern in den Pfarrsaal eingeladen, und der Elterntreff St. Peter

Duisburg-Marxloh war aus der Taufe gehoben. Dieser Elterntreff belebt bis heute das gemeindliche Leben und gestaltet aktiv den Stadtteil Marxloh mit, um förderliche Rahmenbedingungen zur Alltagsbewältigung für und mit den Menschen zu schaffen.

Eine große Gabe und Aufgabe der Kirche ist die Caritas. Hier wird ihr in der Gesellschaft Kompetenz zugestanden, weit über den kirchlichen Bereich hinaus. Die Caritas bringt eine Fülle von Diensten in die Gesellschaft ein und hat ein Netz von Hilfeleistungen für Notsituationen geknüpft, die von der öffentlichen Hand nicht mehr aufgefangen werden. Darin liegt die Chance, deutlich zu machen, dass Gottes Liebe zu den Menschen diese Welt gestalten und verändern will und kann.

(Zeit zur Aussaat 30)

PFARRGEMEINDEN *Pfarrgemeinden* **UNTERSTÜTZEN** *unterstützen*

Die Mitarbeiter der Gemeindec Caritas des Caritasverbandes Duisburg sind Mitglieder der jeweiligen Pastoralteams in den Gemeinden, in denen sie gemäß eines Kooperationsvertrages zwischen dem Caritasverband und der Kirchengemeinde tätig sind.

In enger Zusammenarbeit mit den Hauptamtlichen der Pastoral und caritativ interessierten und engagierten Ehrenamtlichen unterstützen sie die Pfarrgemeinden in ihrem diakonischen Auftrag - einem Wesensmerkmal von Kirche.

Die Konzeption, die dieser Arbeit zugrunde liegt, ist die „lebenswelt- und sozialraumorientierte soziale Arbeit“. Dabei geht es der Gemeindecaritas nicht nur um Hilfe im Einzelfall - was zweifellos notwendig ist. Vielmehr zielt die diakonische Pastoral auf die Beteiligung von Menschen, damit sie in die Lage versetzt werden, ihre Lebenssituation selber aktiv zu verändern und ihren Sozialraum so zu gestalten, dass er (zumindest) die Grundbedingungen für die Alltagsbewältigung gewährt, die notwendig sind.

Das sind zum einen soziale Netze, die Gemeindecaritas zusammen mit den Menschen aufbaut, damit sie aus Anonymität und Verzweiflung herausfinden können, soziale Netze, die gegenseitige Beratung und Stützung möglich machen. Da geht es zum anderen um Projekte, die soziale und infrastrukturelle

Bedingungen im Sozialraum schaffen, um Alltagsbewältigung (erst) möglich zu machen. Und zum Dritten will eine von der Gemeindecaritas mitgetragene Sozialpastoral das Heil erfahrbar werden lassen, das den Christen als Auftrag Jesu Christi durch das Evangelium mitgegeben ist. Das bedeutet, lebensorientierte, soziale und auch pastorale Arbeit zielt auf das Heilwerden der Menschen an Körper, Geist und Seele in einem Lebensumfeld, das gelingendes Leben möglich werden lässt.



Familien **FAMILIEN ENGAGIEREN SICH** *engagieren sich*

Zunächst haben sich etwa 25 Eltern mit ihren Familien im Elterntreff zusammen gefunden. Im Vordergrund stand das Bedürfnis nach Gemeinschaft und nach Beheimatung in einem anonymen werdenden und von mannigfaltigen sozialen und wirtschaftlichen Problemen gekennzeichneten Stadtteil. Konsequenterweise hatte deshalb das „gesellige“ Miteinander Vorrang.

Wenig später initiierten die Eltern das Café St. Peter, ein Frühstückscafé, zu dem 30 bis 40 Erwachsene dreimal in der Woche kommen, um ihren Alltag zu besprechen und sich gegenseitige Hilfe zu ermöglichen: vom Babysitten über häusliche Renovierungsarbeiten bis hin zur Sozialhilfe und anderen Beratungen. Das Café wird von einer hauptamtlichen Kraft aus dem kommunalen Programm „Arbeit statt Sozialhilfe“ geleitet.

In der Folgezeit gründete sich ein Vätertreff, der neben handwerklichen Tätigkeiten seine besondere Aufgabe in gemeinschaftlichen Aktivitäten von Kindern und Vätern sieht. Höhepunkt der Arbeit eines jeden Jahres stellt die Familienfreizeit dar, die entsprechend der Interessen der teilnehmenden Familien - vornehmlich des Elterntreffs - gestaltet wird.

Viele der teilnehmenden Personen haben durch diese, von ihnen selbst geplanten Aktivitäten näheren Kontakt zur Gemeinde bekommen. So hat sich die Gemeinde verjüngen und neu aufbauen können: Erst war es der Kirchenchor, der neue Mitglieder bekam, dann die Caritas-

gruppe, die nun aus acht jungen Frauen besteht, etwas später die kfd mit einer neuen Gruppe und zuletzt der Pfarrgemeinderat, der zur Hälfte aus den aktivierten Mitgliedern der genannten Projekte besteht. Die Verbundenheit mit der Gemeinde, die sicher sehr unterschiedlich ist, hat viele motiviert, auch die Gottesdienste zu besuchen oder sich in der Sakramentenvorbereitung zu engagieren.

Kulturen KULTUREN BEGEGNEN SICH *begegnen sich*

Eine Befragung bei Eltern des Kindergartens und des Elterntreffs bildete den Beginn des verstärkten Engagements für den Stadtteil Marxloh.





Das von allen Eltern als äußerst drängend benannte Problem ist das Zusammenleben zwischen Deutschen und Ausländern. Die Befragung führte zur Gründung des Café International. Hier treffen sich monatlich etwas 20 bis 30 deutsche und (vornehmlich) türkische Frauen zum sozialen und kulturellen Austausch. Moscheebesuche, das gemeinsame Feiern des Opferfestes, Gespräche über Ramadan, Fastenzeit, Weihnachten sowie die Erziehung und andere Alltagsfragen führten im Laufe der Zeit zu einem besseren Verständnis der je eigenen Kultur und Religion.

Eine weitere, von den Eltern benannte Kritik betraf die fehlenden Freizeitmöglichkeiten gerade für Jugendliche im Stadtteil. Innerhalb von zwei Jahren konnte eine Projektgruppe aus Eltern und Jugendlichen die von ihnen gewünschte

„Inlineskaterbahn für Marxloh“ in die Tat umsetzen. Dies gelang durch die Kooperation ganz unterschiedlicher Institutionen (Jugendamt, Stadtsportbund, Stadt Duisburg, Geschäftsleute, Schule für Technik), die nicht nur Geld zur Verfügung stellten, sondern zum Teil am Selbstbau der Bahn entscheidend beteiligt waren. Die Vollendung dieser Inlineskaterbahn nahmen der Vätertreff St. Peter und Jugendliche der Gemeinde vor.

Diese Öffnung der Gemeinde St. Peter zum Stadtteil hat seit dem letzten Jahr konsequenterweise dazu geführt, dass zahlreiche (neue und traditionelle) Gemeindemitglieder aktive Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen beim neu eingerichteten „runden Tisch“ Marxloh sind. Der „runde Tisch“ ist ein Forum der Bürgerbeteiligung, das der Politik und der Verwaltung beratend und mit Stimmrecht zur Seite steht. Hier bringen die Gemeindemitglieder ihre Kompetenz aus den Stadtteilprojekten ein. Wichtig für diese aktive Mitarbeit ist, dass in St. Peter erfahren werden konnte, dass Engagement zur Verbesserung der eigenen Lebenssituation und der des Stadtteils erfolgreich sein kann.

Gemeinde GEMEINDE IM STADTTEIL im Stadtteil

Mit der Öffnung der Gemeinde St. Peter hin zu den Menschen des Stadtteils konnte Anfang der 90er Jahre vieles erreicht werden. Vor allem durch Selbsthilfeaktivitäten haben Familien aus Marxloh Kraft und Selbstbewusstsein erlangt, ihr Leben (wieder) selbst in die Hand zu nehmen. Gleichzeitig hat die Gemeinde ihre eigene Zukunft sichern können. Familien, die mit ihr in Berührung gekommen sind, haben etwas von der verändernden Kraft des Glaubens hautnah erfahren. Deshalb engagieren sich viele von ihnen heute als Ehrenamtliche in allen Bereichen des Gemeindelebens.

Die Gemeinde als Ganzes besitzt nunmehr eine hohe Akzeptanz im Stadtteil. Sie gilt als ein zuverlässiger Partner bei der Gestaltung des Stadtteils zum Wohle der Menschen.

St. Peter hat sich der Herausforderung des Sozialraums gestellt. Das ging nicht ohne Irritationen, Brüche und Konflikte innerhalb der eigenen Gremien. Doch hat die Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten des Sozialraumes dazu geführt, dass

St. Peter im Stadtteil ein eigenes Gesicht, ein Profil gewonnen hat. Auch die Gemeinde hat sich dadurch verändert. Sie ist geprägt von den Menschen, die sich nun zu ihr gehörig fühlen.

Gemeinde beschränkt sich nicht nur auf ihr Innenleben, sondern agiert über ihren Kirchturm hinaus, kooperiert zum Wohle der Menschen mit ganz unterschiedlichen Institutionen - von Moscheevereinen über die Verwaltung und Politik bis hin zu allen möglichen sozialen und kulturellen Institutionen im Stadtteil.

Die Klammer und Basis dieses Engagements im Sozialraum bilden die Gottesdienstgemeinde als geöffnete Glaubensgemeinschaft und der diakonische Aspekt von Kirche. Gemeinde wartet nicht mehr nur darauf, dass Menschen zu ihr kommen, um sie dann (sakramental und seelsorglich) zu versorgen, sondern sie geht aktiv in den Stadtteil hinein, sucht die Menschen auf und arbeitet mit ihnen zusammen an der Verbesserung der sozialen Wirklichkeit vor Ort.



GOTTES GEIST HINTERLÄSST SPUREN

EIN GLAUBENSSEMINAR

Missionarisch Kirche zu sein setzt voraus, dass Gemeinden Orte entschieden und gelebten Glaubens sind bzw. werden. Eine Hilfe bei diesem Erneuerungsweg sind Glaubensseminare.

Das Glaubensseminar wendet sich zunächst an die „Kerngemeinde“, ist jedoch offen für alle. Es will die Kerngemeinde zu einer missionarischen Grundhaltung befähigen. Die Gläubigen sollen:

- Freude finden am eigenen Glauben,
- sich bewusst für den Glauben entscheiden,
- den Glauben als Bereicherung ihres Lebens entdecken,
- in der Bereitschaft wachsen, Zeugnis von der persönlichen und gemeinschaftlichen Hoffnung zu geben: im Zeugnis des Lebens und des Wortes.



Im Laufe der letzten 10 Jahre haben wir ein Modell eines Glaubensgrundkurses entwickelt und in mehr als einem Dutzend Gemeinden durchgeführt. Glaube ist eine personale Vertrauensbeziehung zwischen Gott und Mensch, deshalb ist das Glaubensseminar entscheidungsorientiert. Es will dazu befähigen und herausfordern, mit der persönlichen Erneuerung des Tauf- und Firmversprechens eine persönliche Glaubensentscheidung zu treffen und vor der Gemeinde zu bezeugen.

Wir sind überzeugt, dass der Geist Gottes im Leben eines jeden Menschen wirkt und Spuren hinterlässt.

Diese Spuren sollen in Glaubensgesprächen entdeckt und ins Gespräch gebracht werden. So werden die Seminarteilnehmer und –teilnehmerinnen zugleich darauf vorbereitet, Rechenschaft von ihren eigenen Glaubens- und Gotteserfahrungen zu geben. Das Glaubensseminar ist auch dialogorientiert. Männer und Frauen aus der Gemeinde sind aktiv bei der Planung und Durchführung beteiligt, u.a. als Begleiter und Begleiterinnen von Glaubensgesprächsgruppen.

Folgend wird das Seminar kurz skizziert und durch einen Erfahrungsbericht erläutert.

ZIELE

Das Seminar verfolgt diese Ziele:

- einzelne Gemeindeglieder zu einer persönlichen Umkehr führen;
- bestehende Glaubensaustauschgruppen, wie z.B. Gebetskreise und Bibelkreise festigen, stärken und „wiederherstellen“;
- das Element des ausdrücklichen Glaubensgesprächs und des

Gebetes in sach- und beziehungsorientierten Gruppen und Verbänden stärken;

- einen neuen oder vertieften Zugang zur Hl. Messe ermöglichen;
- Gemeindeglieder stärken und weiterführen, die bereits einen geistlichen Weg gehen;
- Orientierungshilfe für Suchende und Zweifelnde anbieten;
- Gemeindegliedern die Möglichkeit zum Engagement geben, die von ihren Gaben und ihrer persönlichen Bereitschaft und Möglichkeit für eine pastorale Mitarbeit offen sind;
- informieren über und „werben“ für einen weiterführenden Gemeindeaufbau.

Damit will das Seminar nicht zuletzt den Boden dafür bereiten, dass Menschen neu zum Glauben kommen oder wieder einen Zugang zur Gemeinde finden können. Es geht also um eine missionarische Pastoral und um eine Gemeinde, die missionarisch Kirche ist.

THEMEN *Themen*

Meist wird das Seminar in Kompaktform innerhalb einer Woche durchgeführt. Inhaltlich ist es nach dem Kreuzzeichen aufgebaut, mit dem ich mich selbst bezeichne und dabei spreche: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.“ Es umfasst fünf Themen:

- Gottesbild („An Gott glauben um des Lebens willen!“);
- Menschenbild/Selbstannahme („Ja zu mir selbst!“);
- Jesus Christus („Jesus Christus - Beweis der Liebe Gottes!“);
- Heiliger Geist („Heiliger Geist - Gottes Kraft für mein Leben!“);
- Entscheidung zum Glauben („Gott sucht mich - lasse ich mich finden?“).

Den thematischen Tagen geht eine einladende Eröffnungsveranstaltung voraus. Während der Woche besteht

Die immer wieder von Christen beklagte eigene Unfähigkeit, ihrem Glauben eine „Sprachgestalt“ zu geben, mag mit ein Grund dafür sein, dass der missionarische Auftrag der Kirche behindert wird. Daran kann eine vergangene Praxis ihren Anteil haben, die auf eine „kirchenamtlich“ korrekte Sprache in religiösen Dingen hin angelegt war und daher weithin dem Amtsträger allein zukam. Angesichts einer Neigung zum religiösen Subjektivismus und zur Schwärmerei mag die verbreitete Sprachnot einerseits durchaus verständlich sein. Andererseits muss wohl angesichts der „Sprachlosigkeit“ vieler Christen - auf Worte, Zeichen und Tathandlungen bezogen - in der Breite unserer Gemeinden eine neue religiöse Sprach- und Zeichenkompetenz erworben werden.

(Zeit zur Aussaat 19f)

so oft wie gewünscht die Möglichkeit zu begleitenden Gesprächen. Der letzte Tag ist ein Tag der Besinnung mit der ausdrücklichen Einladung zum Empfang des Sakramentes der Versöhnung.

Die Glaubenswoche findet ihren Abschluss mit einem „Aufbruchsgottesdienst“ mit persönlicher Erneuerung des Taufversprechens.

DAS AMEN IN DER KIRCHE - ERFAHRUNGEN

Das Amen

Die Feiern zur Erneuerung des Tauf- und Firmversprechens sind wirkliche Höhepunkte, ganz gleich ob sie im Rahmen einer Eucharistiefeier durchgeführt oder als eigener Wortgottesdienst gestaltet werden. Die Feier in Kirchdorf bei Memmingen war für mich besonders eindrucksvoll.

Das Glaubensseminar war sehr gut besucht gewesen, in den Glaubensgesprächsrunden brachen viele Menschen aus ihrer Sprachlosigkeit in Glaubensfragen auf.

Im letzten Vortrag zum Thema „Amen! Entscheidung für den Glauben“ hatte ich viel Wert darauf gelegt, die Bedeutung des „Amen“ zu erläutern. Es zeigte die persönliche Aneignung eines vorformulierten Gebetes an und habe Entscheidungscharakter. Als ich nun meine kurze Ansprache bei der



Tauferneuerungsfeier mit dem Kreuzzeichen begann und vor dem „Amen“ eine kurze, rhetorische „Kunstpause“ einlegte, schallte mir aus der gefüllten Kirche ein kräftig lautes „Amen“ entgegen, das die große Kirche quasi „ausfüllte“.

Nach der Ansprache sollten dann diejenigen Gläubigen nach vorne zum Altar treten, die mit diesem Entscheidungsschritt den Weg zu

einer persönlichen Erneuerung des Tauf- und Firmversprechens gehen wollten. Sie sollten sich, nach einem gemeinschaftlichen Wechselgebet, das an Texte der Liturgie der Osternacht und des Gotteslobes angelehnt ist, mit geweihtem Wasser,

Erinnerung an das Taufwasser, bekreuzigen. Die Worte des Kreuzzeichens sollten laut gesprochen werden als Ausdruck der persönlichen Annahme von Taufe und Firmung. Auch andere Formulierungen

dieser Glaubensentscheidung waren möglich und vorgeschlagen worden. Danach sollte jede und jeder eine kleine Kerze an der Osterkerze entzünden und mit diesem Licht zurückgehen an seinen Platz im Kirchenraum.



Nach der Aufforderung am Schluss der Ansprache, nach vorne zum Altar zu kommen, war es ganz still, und ich wagte kaum aufzuschauen, aus Sorge, ob wohl auch Frauen und Männer diesen ungewohnten Schritt tun würden. Aber dann standen zuerst einige wenige auf, weitere folgten, und plötzlich schien sich die ganze Kirche zu erheben und nach vorne zu kommen. Schließlich standen mehr als 150 Personen um den Altar.

Und dann war es nach den gemeinschaftlichen Gebeten wieder ganz still, weil ich vergessen hatte, dem Organisten zu sagen, er solle das Geschehen leise auf der Orgel begleiten. Dadurch aber waren die Worte des Kreuzzeichens oder die freieren Formulierungen in der ganzen Kirche zu hören - das Mikrofon auf dem Altar abzuschalten hatten wir auch vergessen.

Eine lange Zeit war so gefüllt und gesättigt mit Zeugnissen der Festigung und des Neuaufbruchs im Glauben.



Hier und später an anderen Orten habe ich die Kraft des Glaubens erfahren. Von vielen Frauen und Männern, die diesen Schritt des Glaubens gegangen sind, weiß ich, dass der Glaube ihr Leben prägt und dass sie ihr Christsein missionarisch leben.

Die hebräische Bibel gebraucht für unser Wort „glauben“ vornehmlich das Wort „aman“, das sich bis heute in der liturgischen Bekräftigungsformel „Amen“ findet. Die Grundbedeutung von „aman“ ist „fest-, beständig sein“. Glauben bedeutet ein Sich-fest-Machen in Gott, ein Trauen und Bauen auf ihn, ein Gründen der Existenz und ein Stand- und Bestandfinden in ihm (vgl. Jes 7,9). Der Glaube ist das im Blick auf Jesus Christus gefasste Vertrauen, dass Gott mir in jeder Lebenslage die Treue hält und der Halt und Inhalt meines Lebens ist. Glauben ist ein Amen-Sagen zu Gott mit allen Konsequenzen (Katholischer Erwachsenenkatechismus I, 41f).

Freilich - nicht alles ist helles Licht. Ich erlebe in Gemeinden auch Schweres: Frauen und Männer müssen ihre Mitarbeit einschränken oder gar beenden, weil z.B. der Leistungsdruck in ihrem Beruf zu groß wird; Planungsfehler, Konflikte, Versäumnisse kommen vor; es gibt schmerzliche menschliche „Eigenarten“, es gibt auch Versagen.

Aber in mir ist die Überzeugung gewachsen: In all diesen Erlebnissen, die schmerzlich, ärgerlich oder frustrierend sind, lebt das österliche Licht Christi als Chance der Veränderung, der Korrektur, des Wachstums. Es lebt in den Geschehnissen, nicht neben oder außerhalb oder trotzdem oder nach. Ich glaube, es ist eine Hauptaufgabe, diese Spur in den Gemeinden zu finden. Wo dies gelingt, geschehen Wandlung und Wachstum: Aus einem Rückschlag wird eine Chance, ein Konflikt vertieft eine Beziehung, Planungsfehler mobilisieren neue Kräfte, Ärger wandelt sich in Ruhe, Resignation in Gelassenheit, Gemeinden werden missionarisch.

AUTOREN UND GESPRÄCHSPARTNER

Pfr. Klemens Armbruster

Mitbegründer des Mannheimer Evangelisierungsteams, Referent für evangelisierende Gemeindepastoral in der Erzdiözese Freiburg, war Gesprächspartner für den Bericht „Wege erwachsenen Glaubens“.

Weiterführende Literatur: Klemens Armbruster, Von der Krise zur Chance: Wege einer erfolgreichen Gemeindepastoral, Freiburg 1999.

Marlene Benden, Helene Lennartz, Liesel Sina und Br. Franz-Leo Barden OFM

waren Gesprächspartner für den Artikel „... hören, hier gibt es Kirche“.

P. Klemens Nodewald CSSR

schrrieb den Bericht „Sorge für die Modernisierungsverlierer“.

P. Erich Purk OFM Cap

bis Ende 2000 Seelsorger in Liebfrauen Frankfurt, stellte für den Artikel „Seelsorge mit Gesicht“ Auszüge aus seinem Buch „Herausforderung Großstadt. Neue Chancen für die Christen, Frankfurt 1999“ zur Verfügung.

Helga Grams

Koordinatorin des ambulanten Dienstes des Hospizvereins Emmaus in der Katholischen Kirchengemeinde Liebfrauen in Gevelsberg, war Gesprächspartnerin für den Artikel „Ein Zeugnis des Lebens“ .

Schwester M. Veronika Riechel

war Gesprächspartnerin für die beiden Berichte „Der Mächtige hat Großes an mir getan“ und „Gott ist unterwegs zu uns“.

Kpl. Stefan Lampe

Bischöflicher Beauftragter des Bistums Hildesheim für das Internetprojekt „Kirche in Funcity“, stellte Auszüge aus einem Referat für den Bericht „Flagge zeigen in ‚Funcity‘“ zur Verfügung.

Hannelore Bartscherer und Josef Winkelheide

Vorsitzende und stellvertretender Vorsitzender des Katholikenausschusses in der Stadt Köln waren Gesprächspartner für den Bericht „Religiöses Brauchtum vor der Vermarktung bewahren“.

Brigitte Hesse und Elke Sieksmeyer

Pastoralreferentin und Gemeindefeferentin, Beauftragte für Urlaubsseelsorge in den katholischen Regionalstellen „Kirche an der Küste“ in Norden und Esens, waren Gesprächspartnerinnen für den Bericht „Kirche an der Küste“.

Pfr. Dr. Gerhard Nachtwei

war Gesprächspartner für den Bericht „Katholiken für alle“.

P. Dr. Ulrich Engel OP

Direktor des Instituts M.-Dominique Chenu/Espaces Berlin, schrieb den Bericht „Vorbehaltlos offen“.

Weiterführende Literatur: U. Engel, City-Seelsorge. Perspektiven für Kirche und Stadt am Ende des 20. Jahrhunderts, Leipzig 1998.

Prälat Winfried Pilz

Präsident des Kindermissionswerkes/Die Sternsinger, schrieb den Bericht „An den Türen der Leute“.

Stefan Nickels

Mitarbeiter im Fachdienst Gemeindecaritas in Duisburg, stellte für den Bericht „Gemeinde im Stadtteil“ Auszüge aus seinem Artikel in „caritas 2001. Jahrbuch des Deutschen Caritasverbandes“, hrsg. vom Deutschen Caritasverband, Freiburg 2000, zur Verfügung.

Dr. Karl Renner

Gemeinschaft Lumen Christi, schrieb den Beitrag „Gottes Geist hinterlässt Spuren“.

Das Wort der deutschen Bischöfe „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ kann als Einzelexemplar kostenlos bestellt werden beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 53113 Bonn, Tel. 0228/103 205, Fax 0228/103 330, eMail: gd@dbk.de,

ebenso das mehrfach im Text erwähnte apostolische Schreiben „Evangelii nuntiandi“ von Papst Paul VI. über die Evangelisierung in der Welt von heute (1975) in: Arbeitshilfen 66

Wenn Sie an weiteren Informationen und Materialien interessiert sind, wenden Sie sich an die

***Zentralstelle Pastoral
der Deutschen Bischofskonferenz,
Kaiserstraße 163, 53113 Bonn,
Tel.: 0228/103 225, Fax: 0228/103 334,
eMail: o.john@dbk.de***

